

Vergißeinnicht 1938

8 (1938)

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

der

MARIANHILLER MISSION



Nummer 8

August 1938

56. Jahrgang

Mariä Himmelfahrt

Himmelskönigin, nun hebe
Dich aus engem Erdental,
Zu des Himmels Pforten schwebe,
Weitgeöffnet steht der Saal.
So vieler Siege
In manchem Kriege
Ist dir erhab'ner Dank bereit:
Dir, des Sohnes
Mutter lohn' es
Nun des Vaters Herrlichkeit.
Schirrt euch an den Siegeswagen,
Gottesstreiter, zieht ihn all',
In den Himmel sie zu tragen
Mit Triumphgesang und Schall.
Den Lorbeer bindet,
Siegeskränze windet,
Brecht Rosen, streuet Lilien aus:
Die gottgleiche,
Tugendreiche
Naht dem hohen Himmelshaus.

Innozenz III.

Fest Mariä Himmelfahrt

15. August

Mariä Himmelfahrt ist das eigentliche Fest der allerseeligsten Jungfrau, ihres Einzuges in die Herrlichkeit des Himmels. Wenn wir ihm nur diese allgemeine und wenig scharf umrissene Bedeutung des Überganges von diesem in das ewige Leben zugrunde legen, der auch den Anlaß zu den Huldigungen bietet, die wir den Heiligen an ihren Festtagen darbringen, so geht es sehr weit zurück und ist wahrscheinlich überhaupt das erste aller ausgesprochenen Marienfeste. Früher beschränkte sich das christliche Volk darauf, bei Feiern der Geheimnisse, an denen auch Maria teilhatte, ihr seine Verehrung und Huldigung darzubringen.

Der hl. Theodorus berichtet in einer Ansprache, die er um das Jahr 500 gehalten, daß die Mönche von Palästina jedes Jahr mit großer Feierlichkeit das Gedächtnis der Gottesmutter begehen. Doch wurde bereits im 4. Jahrhundert in Alexandrien ein Mutter-Gottes-Fest unter dem Titel: Gedächtnis der hl. Mutter Gottes und allzeit reinen Jungfrau Maria, gefeiert.

Nach Theodorus mußte das Fest bald nach dem Konzil zu Ephesus erfolgt sein.

Aus einem verlässlichen Zeugnis des hl. Gregor von Tours geht hervor, daß in Gallien bereits im 6. Jahrhundert ein Mutter-Gottes-Fest gefeiert wurde.

In der Mitte des 7. Jahrhunderts hält es das Konzil von Toledo für angebracht, den Verschiedenheiten in den Gebräuchen der spanischen Diözesen ein Ende zu machen und einen einheitlichen Tag für die Feier des Mutter-Gottes-Festes zu bestimmen.

Im Sakramentar (Sakramentarien sind alte liturgische Bücher) des Papstes Gelasius (492—496) ist das Fest der Dormitio B. M. V. bereits erwähnt. In den alten Martyrologien finden sich die Namen: Fest der Ruhe, des Überganges, der Beisetzung, des Schlafes Mariä. Bemerkenswert ist jedoch, daß der Name Dormitio, der heute noch im Kalender der Griechen üblich ist, diese nicht hindert, wie wir die körperliche Aufnahme Mariä in den Himmel zu feiern. Wahrscheinlich hat die ganze morgen- und abendländische Kirche im 7. Jahrhundert das Fest bereits gefeiert.

In Rom und im Orient wurde es am 15. August, in Gallien am 18. Januar und in Spanien, wie ein alter mozarabischer Kalender, der wenigstens ins 7. Jahrhundert zurückreicht, bezeugt, am 18. Dezember gefeiert. Die Kopten begingen am 16. Januar das Gedächtnis des Todes und der Himmelfahrt Mariens.

Heute sind die abendländische und selbst die schismatische morgenländische Kirche eins in der Feier der vollkommenen Verherrlichung Mariens der Seele und dem Leibe nach. Seit wann die christliche Frömmigkeit auch die körperliche Aufnahme Mariens in den Himmel feiert, ist schwer zu sagen. Jedenfalls spricht der heilige Gregorius von Tours bereits im 6. Jahrhundert ganz ausdrücklich von der körperlichen Gegenwart Mariens im Himmel. Vom 9. Jahrhundert an sind alle Unsicherheiten bereinigt. Heute wird die Aufnahme Mariens in den Himmel in der ganzen katholischen Kirche unbestritten für wahr gehalten.

In dem kurzen und bündigen Bericht der Hl. Schrift, den die Kirche in allen Votivmessen zu Ehren der allerseeligsten Jungfrau in der Zeit von



Mariä Himmelfahrt

Dömling

Pfingsten bis Advent wiederholen läßt, ist nichts anderes enthalten als der Glückwunsch einer Unbekannten und die Antwort Jesu. Aus der Menge erhebt sich die Stimme einer Frau, deren Namen die Hl. Schrift verschweigt, um jene selig zu preisen, die den Heiland getragen und genährt hat. Jesus scheint den Glückwunsch zu korrigieren, indem er einen höheren Anspruch darauf namhaft macht. Die Kirche aber hat die Lobpreisung einer Unbekannten aufgenommen und wir wollen, ihr folgend, betrachten: den Glückwunsch der unbekannten Frau — des göttlichen Heilandes — der Kirche.

Der Glückwunsch der Unbekannten. Stellen wir uns die Begebenheit recht lebhaft vor. Der Heiland hat eben begeistert vom Reiche Gottes gesprochen, das aufzurichten er gekommen ist, und von den wütenden Angriffen des bösen Feindes, der alles daran setzt, seine Herrschaft zu behaupten und die Menschen zu verderben.



P. Berchmans, P. Albalbero, P. Antonin
reisen in unsere nordamerikanische Mission
Photo: P. Willehad, Würzburg

Die Menge ist ergriffen, für ihn und seine Lehre eingenommen, von Bewunderung hingerissen.

Eine Frau aus dem Volk, die Zeuge dieses Erfolges Jesu u. selbst von seiner Beredsamkeit entzückt ist, denkt an die Ehre, die der Mutter jenes großen Mannes zukommt. „Wie stolz wird sie auf ihren Sohn sein“, denkt das schlichte Weib, „wie wird er sie ehren; welches Ansehen in Israel steht ihr bevor!“ Sie kennt nichts anderes als den äußeren Ruhm des Propheten, den auch seine Mutter teilen wird.

Und gerade das ist für Maria und ihren Sohn jene Seite ihres Geschickes, auf den sie am wenigsten Wert legen. Was bedeuten dem Heiland u. seiner gebenedeiten Mutter einige begeisterte Zurufe aus dem Volke!

Diese Begeisterung ist ja auch so schwach begründet, so vergänglich. Durch das „Hosiannah“ von heute hört der Heiland das „Kreuzige ihn“ von morgen klingen!

Jesus lenkt den Blick der guten Frau ab von diesen törichten Eitelkeiten. Er verweist sie auf ein viel sicherer gegründetes Glück, das, wie Maria auch ihr zuteil werden kann; auf das Glück, das Wort Gottes fruchtbar zu machen, das sie eben vernommen.

Die Mühe, die wir für Gott aufwenden, die Arbeit, die wir im Dienste seiner heiligen Sache verrichten, kann uns vom Durchschnittsmenschen unterscheiden und uns Beweise der Achtung und des Vertrauens einbringen. Und die Menschen beurteilen den Wert ihres Tuns und Wirkens nach der Beachtung, die es findet. Man beglückwünscht die Mutter, die Geschwister eines Bischofs, eines Ministers, eines Generals. Der Glanz eines Familienmitgliedes überstrahlt auch alle Abtrigen.

Denken wir daran, daß dieses Ansehen nichtig ist und in Rauch aufgehen wird. Wachen wir sorgfältig darüber, daß unser Herz sich nicht daran hänge,

damit uns nicht das ängstliche Streben danach in Unfreiheit und Knechtschaft stürze.

Der Glückwunsch Jesu. Das göttliche Wort, der Heiland Jesus Christus, betont immer wieder den Wert des Wortes Gottes. Zum Teufel, der ihn versucht, spricht er: „Nicht vom Brot allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes hervorgeht.“ Ein andermal sagt er: „Jeder, der meine Worte hört und sie tut, ist mit einem weisen Manne zu vergleichen, der sein Haus auf einen Felsen gebaut hat.“ Und weiter: „Das Wort, das auf gutes Erdreich fällt, bringt hundertfältige Frucht“, oder: „Wenn einer meine Worte bewahrt, wird er den Tod nicht sehen in Ewigkeit.“ Und bei der Gelegenheit, die wir heute betrachten, preist er jene glücklich, die dem Worte Gottes ein williges Ohr leihen und es befolgen und es treu im Herzen bewahren.

Also Leben, Beständigkeit und Sicherheit, Reinheit und Glück sichert uns die treue Befolgung des Wortes Gottes.

Was ist das Wort Gottes? Wo finden wir es? Wir lesen es in der hl. Schrift; es wird uns durch die Tradition überliefert und durch die hl. Kirche, ihren Glaubens- und Sittenlehren vermittelt.

Gottes Worte sind aber auch die Befehle rechtmäßiger Vorgesetzter, die Ratschläge und Weisungen bestellter und kluger Führer. Gottes Worte sind die Einsprechungen der Gnade, die uns zur Großmut, zur Geduld, zur Liebe und zu allen anderen Tugenden auffordern und aus den Ereignissen um uns, aus den Bedürfnissen unserer Mitmenschen, aus besonderen Gelegenheiten zum Guten zu uns sprechen.

Gottes Worte sind die sanften Mahnungen, die in unserer Seele durch die Wirren in der Stunde des Kampfes oder durch die feierliche Stille des Friedens klingen.

Jedem von uns ist es klar, wie heilsam die treue Befolgung des Wortes Gottes ist.

Wenn wir doch endlich begreifen wollten, wie vergeblich all unser Mühen ist, wenn es sich nicht mit den Plänen der Vorsehung einfügt, wenn es einem Willen entgegenstrebt; und wie alle Hoffnung in den Geboten und Wünschen Gottes ruht!

Werken wir alle unsere Enttäuschungen, unser Bedauern über vermeintliche Mißerfolge, unsere Arbeit von gestern und unsere Pläne von morgen im Lichte dieser Überlegungen.

Der Glückwunsch der hl. Kirche. Trotzdem der Heiland die Worte der Frau aus der Menge zum Teil zurückweist, hat die Kirche dieselben sich zu eigen gemacht und sie in die Messe und in die Tagzeiten aufgenommen, um mit ihnen die gebenedeite Mutter zu lobpreisen.

Denn sie sieht in dieser Mutter die andere Größe, die den meisten Menschen entgeht; eine unvergleichliche Größe göttlicher Ordnung, durch die Maria an die Unendlichkeit heranreicht. Sie allein unter allen Geschöpfen hat einem Gott einen Leib gegeben.

Die Kirche fügt sodann die verbessernden Worte Jesu hinzu, um anzuzeigen, daß sie in Maria auch die treueste, ja die einzig treue Befolgerin des Wortes Gottes unter den Kindern Evas sieht.

Die Wahl der Stelle aus dem hl. Lukas für das Evangelium des Tages scheint im ersten Augenblick der Mutter Gottes eine Lobpreisung abzusprechen zu wollen. Doch siehe! Die Kirche findet in ihr einen Anlaß, die Mut-

ter Jesu zweifach zu verherrlichen, indem sie ihre unerreichbare Würde und ihre vollkommene Unterwerfung unter den Willen Gottes anerkennt.

Sie lobpreist sie und erweist ihr uneingeschränkte Unterwerfung ob ihres höchsten Gnadenvorzuges und ihrer ausgezeichneten Treue gegen Gott und seine heiligen Gebote.

Gott hat uns zu seinen Kindern gemacht. Darum besitzen auch wir alle gleichsam eine unendliche Würde. Und Gottes Wort fordert uns auf, durch unsere Gesinnung und unsere Taten uns bis zu ihm zu erheben. Bleiben wir unserer Würde eingedenk. Danken wir Gott, daß er sie uns verliehen hat, und schöpfen wir daraus neuen Ansporn, an unserer Heiligkeit zu arbeiten. Vergessen wir nicht, daß kein Beruf, so erhaben er auch sein mag, uns der Verpflichtung enthebt, durch treue Mitwirkung mit der Gnade Früchte für das ewige Leben zu bringen.

Wir werden uns bemühen, am Triumphtage unserer Mutter sie zu feiern und zu beglückwünschen und uns von ihr die Gnade einer geistigen Himmelfahrt unserer Wünsche, Bestrebungen, Absichten und Handlungen zu erwirken, durch die wir für eine glückselige Vereinigung mit ihr in der Herrlichkeit des Himmels gleichsam vorherbestimmt werden.

— d —

Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

(Fortsetzung)

Der dritte Missionar für Basutoland war Father Lebihan OMI. Sobald die Kapelle und ein kleines Wohnhaus in dem Tale erbaut waren, wo heute die Missionszentrale Roma steht, trat der Dritte im Bunde die Reise von Maritzburg nach Taba Bosigo an. Ein Bure hatte ihm versprochen, ihn in seinem Ochsenwagen bis an die Grenze von Basutoland zu bringen. Doch schon am ersten Tage der Fahrt entließ der Boer seinen schwarzen Ochsentreiber und nötigte — Father Lebihan zu diesem Posten! Statt nach dem Lande des Moses fuhr der Katholikenfeind lange Zeit im Freistaate und in Transvaal umher. Erst als sie wieder in Bethlehem angekommen, deutete der Boer auf die blauen Bergmassen in weiter Ferne und sagte zu seinem unfreiwilligen Wagenlenker, Father Lebihan: Dort liegt dein Land; nun kannst du gehen!

Nach einiger Zeit folgten auch die ersten Schwestern ins Missionsland. Ihre Reise dauerte ebenfalls über 50 Tage. An den Flüssen mußten sie oft lange warten und den einen sogar in einer Kiste übersetzen, die von schwimmenden Eingeborenen über den Fluß gezogen wurde. Es waren die ersten Schwestern von der Heiligen Familie, deren Genossenschaft noch heute am Missionswerke teilnimmt.

Die Basutoapostel, Bischof Allard, Father Gerard und Father Lebihan mit Br. Bernard hatten schwere Kriegsjahre durchzumachen, denn der Streit zwischen den Buren und Basutos dauerte lange. Die Eingeborenen flohen in den Busch oder verbargen sich in Berghöhlen; viele erlagen den Härten des Krieges. Die Missionare ernährten und verpflegten so viele als ihnen möglich war. Ein Priester hatte sein Zelt im Busch errichtet. Die Burensoldaten hielten es für die Wohnung von Basutochefs und beschossen das Zelt. Eine Kugel durchlöcherte das Brevier des Paters, eine andere tötete den treuen Hund, doch der mitten im Zelt kniende und betende Priester blieb wunderbar verschont.



Neupriester der Mariannhiller Mission geweiht am Weißen Sonntag 1938
 Photo: Piusseminar Würzburg

Der junge Priester

Vom Weihetag kommst du, der dich ganz verklärte,
 Der höchste Würden, Ämter dir gewährte,
 Der dich dem Erbdienst für immer hat entrückt
 Und heil'ges Priesteramt unlöslich eingedrückt.

Mit deinem Bischof und den Mitgeweihten
 Schon standest du am Kreuz von Golgatha,
 Mit Heilandsblut zu füllen deine Lebensschale,
 Erlösung zu vermitteln fern und nah;
 Im heiligen Opfer Menschenschuld zu sühnen,
 Mit Sakramenten jeder Seel' zu dienen,
 Hineinzuleiten in die sündige Glut
 Des Welterlösers Heils- und Gnadenflut.

Von heiligen Bergen bist du hergekommen,
 Wie Gottes Macht und Liebe sie erschuf,
 Von dieser Macht und Liebe immerdar zu künden,
 Ist deines Lebens Würde und Beruf.
 O woll' als guter Priester stets dein Volk geleiten,
 An deiner Hand laß es zur Höhe schreiten,
 Bis von den ewigen Bergen uns die Heimat winkt,
 Und unser Herz des Himmels Wonnen trinkt!

S. Oppmann



Zulukrieger, Südafrika
Photo: Mariannhiller Mission

Die vielen Beizeise der christlichen Liebe, das fortgesetzte Gebet und gute Beispiel der Patres und Missionschwestern hatten zwar nicht die sehnlichst erwarteten baldigen Befehrungen zur Folge. Doch die ganze Lebens- und Handlungsweise während den Kriegsjahren machte tiefen Eindruck auf die Basutos. Sie faßten Zutrauen und empfanden hohe Achtung vor diesen Europäern, die so viele Opfer für sie brachten. So wurde langsam aber beständig der Boden vorbereitet für das Werk der Glaubensverbreitung und der christlichen Zivilisation.

Bei ihrer Ankunft fanden die Oblaten in ganz Basutoland keine einzige Werkstatt. Sie mußten selbst Bauleute und Handwerker sein und die nötigen Einrichtungen aus dem fernen Natal beziehen. Das Vikariat Bischof Allard's erstreckte sich vom Kapvikariate im Süden bis an den Limpopoßfluß im Norden; eine ungeheure Fläche und fast ohne Verkehrswege! Die Eingeborenen kleideten sich in Tierfelle; statt Geld gab es nur Tauschhandel. Als mit dem Jahre 1868 friedliche Zeiten anbrachen für Basutoland, vollzog sich gutenteils mit Hilfe der Missionare eine rasche Umwandlung. Es wurden Kirchen, Schulen und Wohltätigkeitsanstalten gebaut, die Jugend unterrichtet, Kranke gepflegt, Sterbende getauft und den „Armen allenthalben das Evangelium gepredigt.“ Die Basutos bewährten sich als empfänglicher und gelehriger Volksstamm, besonders unter der klugen und milden Führung ihres patriarchalischen Königs. Nachdem Mosesh einmal von den guten Absichten der katholischen Missionare überzeugt war, tat er alles für sie, um ihre Niederlassungen im Lande zu fördern. Die Regierung sorgte auch für Straßen, Brücken und Ordnungspolizei.

Der anfangs sehr langsamen Entwicklung des Missionswerkes folgten erstaunlich rasche Fortschritte. Die Zahl der Katholiken betrug 1870 nur 800. 1896 waren es 4000. Zu Beginn des Weltkrieges 15000. Als der erste Apostolische Vikar von Basutoland 1931 resignierte, Bischof Cenez nämlich, übergab er seinem Nachfolger 52 000 Katholiken und gegen 10 000 Kate-

chumenen. Heute, Mitte 1937, sind es genau 146 000 und 30 000 Kinder werden in katholischen Schulen unterrichtet. Bischof Bonhomme mit seinen Oblaten-Priestern aus Kanada, Maristenbrüdern und Missionschwestern kann den Anforderungen des schnittreifen Missionsfeldes kaum genügen. Im Seminar zu Roma werden talentierte Basutos zu Priestern herangebildet, von denen bereits zwei ihres heiligen Amtes walten.

Der erste Pionier der Basutomission, Father Gerard, sah seine 52 jährige Lebensarbeit herrlich erblühen und empfing 1914 seinen Apostelohn. Als er mit seinen Begleitern das damals noch unbefehrbare Natalgebiet verließ, hofften sie am Taba Bosigo ein empfänglicheres Volk zu finden. Ihre Erwartungen wurden nicht getäuscht und ihre apostolischen Mühen mit reicher Ernte gesegnet. Offensichtlich war besondere Hilfe der Gnadenvermittlerin und Unbefleckten Jungfrau mit der Genossenschaft ihres hl. Namens.

Wie der katholische Glaube in Rhodesien Einzug hielt

Das Land der Matabele, Maschonas und anderer Eingeborenenstämme im Gebiete des Sambesi empfing seine ersten Glaubensapostel aus der Kapkolonie — und zwar von Grahamstown. Wie schon berichtet, hatte Bischof Richards in letzterer Stadt das erste Jesuitenkolleg Südafrikas gegründet. Bei seinem Besuche in Rom traf er bereits 1875 mit dem Jesuitengeneral P. Beck die Vereinbarung, daß sein Orden die Missionierung der ganz einsamen Gegenden nördlich vom Krokodilflusse übernehmen.

P. Heinrich Depelchine, ein belgischer Jesuit, wurde zum Superior dieser Gründungen bestimmt. Nach seiner 18 Jahre langen Missionstätigkeit in Britisch-Indien widmete sich P. Depelchine nun ganz dieser Aufgabe. Das ganze Jahr 1878 verwendete er darauf um in Belgien, Holland, England und Deutschland Rekruten zu werben und Geldmittel zu sammeln. Es war eine Führernatur, dem die Leute begeistert folgten und der es verstand, die Herzen der Zuhörer für sein Werk zu gewinnen. Obschon er viel von Missionsstrapazen sprach, meldeten sich ganze Scharen Freiwilliger. Der Führer wählte die Tüchtigsten aus zur Aufrichtung des Kreuzes und Verkündigung des Evangeliums Christi „unter den Kannibalen.“ Als



Heidnische Mädchen aus Bulalima
Photo: P. Kammerlechner, Bulawayo

solche scheint P. Depelchine die damaligen Bewohner des heutigen Rhodesien bezeichnet zu haben, denn beim Verlassen der Abfahrtsstation Waterloo versicherte er seine tatdurstigen Begleiter: „Wir sind bereit, uns aufzehren zu lassen.“

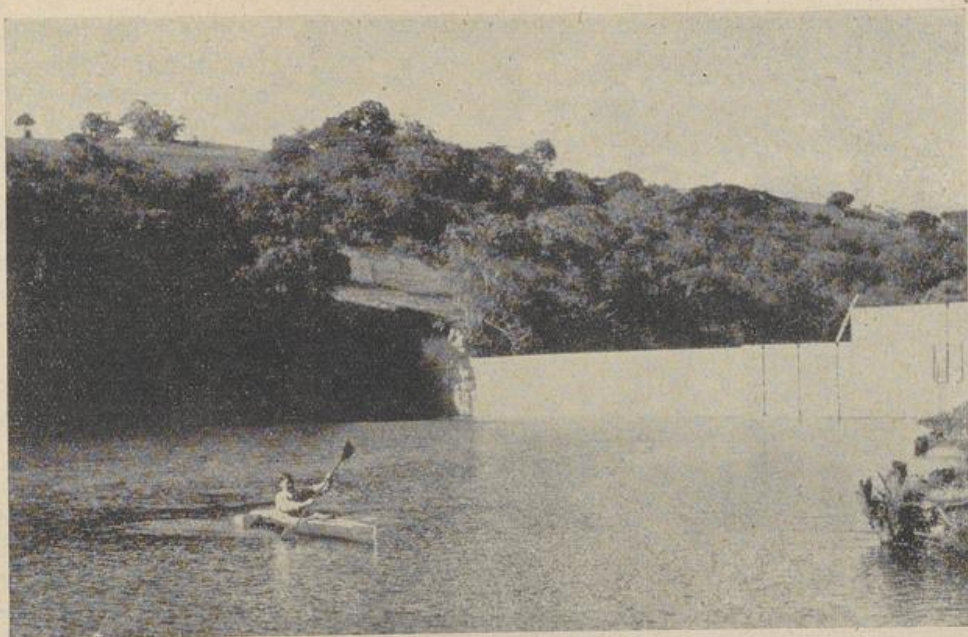
Die Missionskolonne erreichte am 10. Februar 1879 Grahamstown. Am 16. April begann sie ihren langen Zug nach dem Lande des Lobengula. Vier riesige Ochsenwägen verstaute die marschfertige Karawane. An der Spitze zog der „Claver“, besetzt von P. Laro und Br. Hedley, zwei Engländern. Als nächster kam der „Britte“ mit drei Deutschen: PP. Fuchs und Terörde und Br. Nigg. Ihnen folgte „St. Franz Xaver“ mit den Belgiern P. Croonenberghs und Br. De Sadeleer. Den Schluß machte der „St. Ignatius“, welcher die Italiener PP. Blanea und Paravicini durch die Staubwolken der Vorzügler vorantrug. P. Depelchine folgte eine Woche später mit der Postfarrre und war schon am 30. April in Kimberley, während die Wagenkarawane erst am 11. Mai dort eintraf.

Die Missionare wurden hier von den Oblatenpatres und Katholiken der Stadt mit offenen Armen aufgenommen. Sogar viele Andersgläubige bewiesen aufrichtige Sympathie und boten verschiedenste Gebrauchsgegenstände an, die der Neugründung von Nutzen sein konnten. Zufällig befand sich auch der Gouverneur der Kapkolonie in Kimberley, Sir Bartle Frere lud P. Depelchine wiederholt zu Tafel, denn beide kannten sich von Indien aus. Die Missionare erhielten einen offiziellen Schutz- und Empfehlungsbrief für die ganze weitere Reise.

Die Diamantenstadt Kimberley, vor kurzem wie über Nacht aus dem Wüstenland hervorgezaubert, zählte schon 1879 30 000 Einwohner mit einem Jahresprofit von £ 2 000 000. Am 20. Mai sagte die Missionskarawane der Zivilisation Lebewohl und zog in die afrikanische Wildnis hinaus. An vereinzeltten Burengehöften wurde Halt gemacht und manche Farmerfamilie empfing die Ankömmlinge mit großer Freundlichkeit. Es fanden sich unterwegs auch einige Katholiken, denen die Missionare religiösen Unterricht und die hl. Sakramente spendeten. Der Fahrweg mußte auf weite Strecken erst gesucht und stellenweise geebnet werden. Die Räder sanken oft tief in den Sand, bestanden aber die harte Probe auf ihre Festigkeit. An schiefen Abhängen ging es nicht selten um Bollbreite am Umsturz und Absturz vorbei.

Die vier Wagenburgen mit 58 Zugochsen konnten im allgemeinen von Glück reden. Wenn auch einige der Hörnerträger erschossen, zurückgelassen und ausgetauscht werden mußten, so ging es doch langsam und sicher voran. Von größeren Mißgeschicken blieb die Karawane verschont. Das Faß Schießpulver explodierte nicht, trotz des Grasfeuers ringsum und der zuckenden Blitze vom afrikanischen Himmel.

Am 23. Juli erreichten die Missionare Shoshong, die Hauptstadt der Bamangwates, wo sie dem Oberhäuptling Khama ihren Besuch abstatteten. P. Depelchine hatte gehofft, unter diesem Betschuanastamm eine erste Missionsstation errichten zu können. Doch die protestantische London-Mission behauptete hier bereits das Feld und Khama schlug eine Neugründung rundweg ab, obschon er in sonstiger Beziehung sehr entgegenkommend und hilfsbereit war. Abrigens versorgten die Londoner unsere Reisenden reichlich mit frischem Proviant. Seitens der Eingeborenen kam kein einziger Diebstahl vor, denn der Häuptling hatte diese ehemalige Schwäche seiner Leute durch abschreckende Strafen ausgerottet.

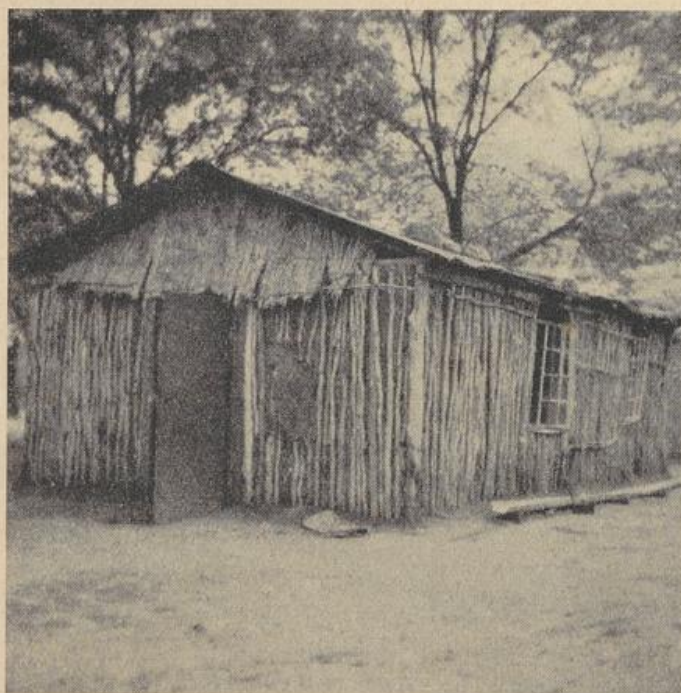


Staubecken für die Kraftanlage von Mariannhill
Photo: Mariannhiller Mission

Enttäuscht und doch wieder dankesvoll verließen die Missionare Shoshong am 28. Juli und durchzogen nun das wüstenartige, wasserarme Land zwischen den Gebieten des Lobengula und Rhama. Hier litten die 11 Europäer, 9 eingeborene Fuhrleute und 58 Ochsen nicht wenig unter den Qualen des Wassermangels. Zuweilen waren sie nahe am Verschmachten, aber die Vorsehung sorgte im letzten Augenblicke für das notwendigste Quantum des unentbehrlichen Elementes.

Als die Karawane am 18. August in Tati ankam, mußte sie sich längere Ruhe gönnen. Seit drei Wochen lebten auch die Europäer nur von etwas Reis, Perrickge und Kaffee. Tati beschäftigte ehemals gegen 200 weiße Goldgräber. Nun aber standen die Minen still und nur 4 Familien und einige Burenjäger wohnten daselbst, die den Reisenden jede nur mögliche Gastfreundschaft erwiesen. Als Knotenpunkt der Verkehrswege zwischen Shoshong, Sambesi und Gubuluvaho (dem heutigen Bulawayo) behielt Tati immerhin noch seine Bedeutung. Hier passierte der Post-Kurier und brachte u. a. auch die wichtige Meldung, daß die Engländer am 4. Juli (1879) den Sieg von Ulundi in Zululand errufen hatten. Das bedeutete eine entscheidende Nachricht auch für das Unternehmen in Rhodesien.

P. Depelchine ließ nun seine Kolonne in Tati rasten und das Ende regnerischer Tage abwarten, bevor sie zum Sambesi weiterzog. Er selbst aber suchte mit P. Laro, Dr. De Sadeleer und einem Wagen die Residenz Lobengulas auf. Am 3. September begrüßten sie ihn in seinem königlichen Kraal. Mr. Fairbairn, ein dortiger Händler, diente als befreundeter Fürsprecher und Dolmetsch. Ein Gewehr, ein Musikinstrument und andere Geschenke wurden präsentiert, doch geschäftliche Verhandlungen mußten bis auf den dritten Tag warten. Der Monarch erklärte: „Ich habe mehr als genug Lehrer im Lande. Zwanzig Jahre haben die protestantischen unter meinem Volke gearbeitet und rein gar nichts ausgerichtet; die Kinder wollen nicht lernen und die Erwachsenen glauben genug zu wissen.“



Notkapelle der Station
„St. Maria Gnadenmittlerin“, Südafrika
Photo: P. Willehab

Aber die Gastfreundschaft Lobengulas war trotzdem wirklich königlich und die seltenen Gäste machten außerordentlichen Eindruck auf ihn. Als er den Missionaren seinen Gegenbesuch abstattete, fanden sich genügend andere Gründe, die sie unter seinem Schutz im Lande zu behalten. Sie und die Gefährten in Tati konnten Wagen und Waffen instandsetzen und seine Leute eine Menge nützlicher Dinge lehren, wovon die einheimischen Zauberdoctoren nichts verstanden. Warum sollte also nicht die ganze Karawane kommen? Demnach erschienen bald,

am 7. November, noch zwei Fuhrwerke mit P. Croonenberghs und den Brüdern Hedlah und Nigg in Gubuluwaho. Der dritte Wagen mit Besatzung blieb noch in Tati und der vierte kehrte nach Kimberley zurück, um weitere Ladungen zu holen . . .

Die Aufzeichnungen der begeisterten Missionare aus jenen ersten Tagen zu Gubuluwaho gleichen der Ruhe vor dem Sturm. Sie erklären das Klima als das gesündeste von der Welt, das Leben unter den andersgläubigen Missionaren und Elfenbeinhändlern als freundschaftlich und das Verhalten des Königs für sehr günstig. Obwohl er persönlich wenig Hoffnung auf Annahme des Christentums bot, ließ er doch den Missionaren volle Freiheit im Lande. Sie durften auch die Leute seiner Umgebung unterrichten, wenn sie nur nicht allzusehr „mit Gedanken über das warum und wozu des menschlichen Lebens behelligt würden!“

Inzwischen stellte Br. Hedlah drei königliche Ochsenwagen prachtvoll her. P. Croonenberghs malte die feinsten Wappen darauf mit den Buchstaben L und M. (Lobengula und seines Vaters Name Mosilikatfi). Der Künstler war ein kräftiger Mann, — als aber der Riese Lobengula ihm dankend die Hand drückte, wurde er fast ohnmächtig . . .

Obwohl der König seine weißen Gäste gut behandelte, verfuhr er mit den eigenen Leuten minder gnädig. Zur Thronbesteigung mußte eine ganze Reihe das Leben lassen und im April 1880 ging es sogar seiner eigenen Schwester Njina an den Kragen. Sie war eine sehr gewichtige Persönlichkeit in mehr als einer Beziehung. Neben nahezu vier Zentnern Leibesfülle schien ihr wachsender Einfluß auf das Volk gefährlich zu werden. So ließ Lobengula sie kurzerhand aufknüpfen und verschiedene Häuptlinge still beseitigen . . .

Mittlerweile erkrankten die im ungesunden Lati Zurückgebliebenen am Fieber. P. Fuchs starb am 28. Januar 1880 und sein Grabstein war der erste von so vielen, die mit der Zeit die Gräber einer langen Reihe von Mitbegründern der Sambesi-Mission bezeichneten . . . (Fortf. folgt)

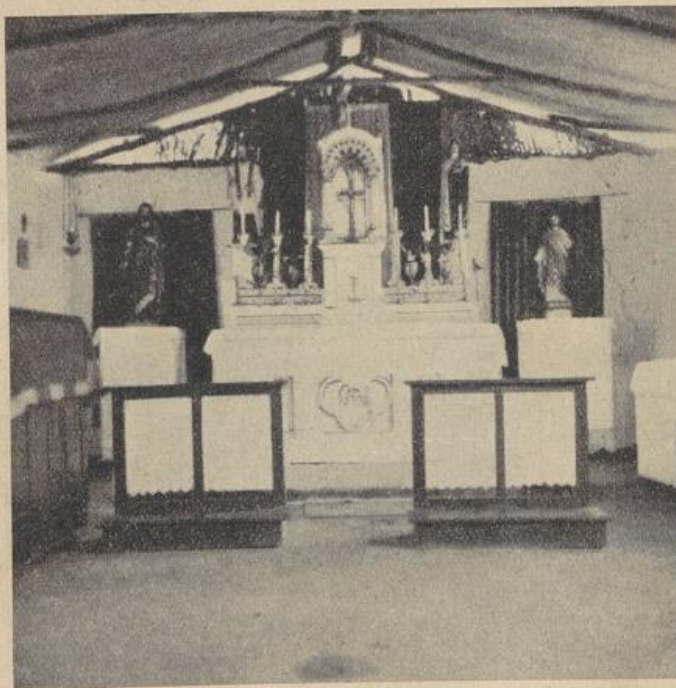
Das Bethlehem des Missionars

Mit Bildern von P. Willehad

Im heißen Rhodesia, etwa 15 km vom Städtchen Wankie mit seinem reichen Kohlenbergwerk entfernt, liegt die jüngste der Missionsstationen im Apostolischen Vikariat Bulawayo: „St. Maria Gnadenmittlerin.“ Früher lag die Station unmittelbar am Ufer des gewaltigen Sambesistromes. Doch vor den Krokodilen und Flusspferden, die allnächtlich Garten und Felder zerstampften und durchwühlten, flüchteten sich die Missionare weiter landeinwärts.

Der hl. Franziskus hätte sich hier wohlgefühlt, denn Frau Armut herrscht als unumschränkte Königin. Eine ärmere Kapelle sah ich nie: Ein paar Pfähle und Stangen im Boden, mit Lehm verstrichen, der überall auch schon wieder abbröckelt, zwei windschiefe Fenster, die wegen der vielen Löcher in den Wänden eigentlich überflüssig sind, ein paar Wellblechtafeln als Dach, das ist alles! Und trittst Du hinein, so findest Du den Herrn im heiligsten Sakrament in einem zwar sauberen, aber armseligen Altar. Durch alle Löcher pfeift der Wind und jagt in der trockenen Jahreszeit den Staub herein.

P. Josef Ebert der junge Missionar der mit ebensoviel Malaria wie mit Humor gesegnet ist, führt Dich dann voll Stolz in seinen „Speisesaal.“ Aber sitzt Du dort bei Tisch, der Dir zu Ehren sogar weiß gedeckt ist, dann hast Du nur den einen Wunsch: „Wäre ich doch erst wieder draußen!“ In diesem Blechkasten ist die Hitze für einen Neuling wahrhaft unerträglich. Schließlich lässest Du Dir noch seine „Ökonomie“, besser seinen Hühnerstall, zeigen. Auf dem Bilde kannst Du sehen, wie er aussieht. Fast glaube ich nun, unter



Inneres der Notkapelle
Photo: P. Willehad

diesem Strohdach wäre es doch etwas kühler als unter dem Wellblech von „Kirche“ und „Speisesaal!“

Inzwischen aber plagen sich Missionare, Brüder und Schwestern redlich, durch ihrer Hände Arbeit und mit Hilfe guter Freunde dem Herrgott und sich selber ein würdigeres und gesünderes Heim zu schaffen. Möge es ihnen recht bald gelingen! Wer hilft mit?

Welche Anschauungen haben die Heiden vom Tode und der Fortdauer der Seele?

Von P. Odo Ripp CMM.

Daß „wider den Tod kein Kraut gewachsen ist“, davon sind alle Menschen überzeugt. Nicht so einig sind die Stimmen darüber, was das Los der Seele nach ihrem Hinscheiden sein wird. Gegen die Annahme ihres völligen Erlöschens sträubt sich die menschliche Natur. Dies wird bezeugt durch den Glauben aller Naturvölker, die am Fortleben der Seele in irgendeiner Form nach dem Tode festhalten. Nur vorsätzliche Blindheit und begründete Furcht vor einer abzulegenden Rechenschaft möchten es manchen Menschen einreden, daß mit dem Ableben jeder Lebensfunke erloschen sei. Doch hegen auch solche noch den eitlen Wunsch, in der Erinnerung der zukünftigen Geschlechter als ruhmwürdige Gestalten fortzuleben.



Der „Hühnerhof“ der Station
„St. Maria Gnadenmittlerin“, Südafrika
Photo: B. Willchad

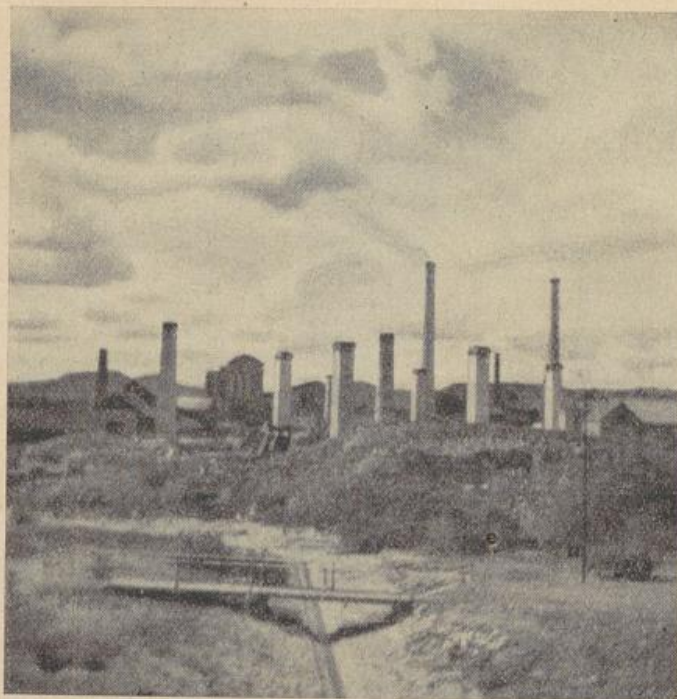
Wie stellen sich nun die hiesigen Heiden zur Tatsache des Todes? Er ist ihnen ein furchtbarer Gedanke, der in ihrem Geiste überhaupt nie auftauchen sollte. Allein die tägliche Erfahrung belehrt sie, daß vor der Majestät des Todes jede Erdengröße sich beugen muß, daß alle seinem Szepter unterworfen sind. Diesen irdhaften Menschenkindern gilt er als ein unliebsamer Freudestörer. „O Tod wie bitter ist dein Andenken dem Menschen, der in Frieden inmitten seiner Güter lebt“ (Eccl. 41). Sie müssen feststellen, daß der Tod ein unzuverlässiger Geselle ist, der sich einstellt

wann, wo und wie er will. Darum hört man landläufig die Worte: „Der Tag des Todes meldet sich niemanden an, Unglück läßt nicht auf sich warten.“ „Keinen Bergabhang gibt es ohne Grab.“ Auch scheut er sich vor keinem Alter. Jung u. Alt muß seinem Winke gewärtig sein. Das drücken sie bildlich also aus: „Der Tod verzehrt junges und abgelagertes Bier.“ Bei so und so „stirbt junge Saat, sowie solche, die schon in Blüte steht.“ Für gewöhnlich holt sich der Tod sein Opfer durch irgendwelche Krankheit. Wird diese bedenklich, so beginnt der Kranke sich allerlei Gedanken zu machen. Irgend jemand muß dieses Unglück über ihn gebracht haben. Sind es die Ahnengeister? Dieses Rätsel wird den Wahrsagern zur Lösung vorgelegt. Deuten diese auf den Unwillen der Vorfahren, so wird ein Sühnopfer geschlachtet, eine Ziege oder ein Kind, mit deren Galle der Kranke besprengt wird. Bei schwerer Erkrankung will es nun die Sitte, daß alle Nachbarn und Verwandten den Leidenden besuchen, ihm ihre Teilnahme bekunden, ihm Ratschläge geben und ihm einen guten Ausgang der Krankheit wünschen. Unterließe jemand diesen Besuch, wird gleich Verdacht geschöpft, daß dieser ihm das Uebel angetan haben könnte. Zur Abwendung der Krankheit werden dann alle Hebel in Bewegung gesetzt. Man sucht und gräbt nach allen Heilkräutern und Wurzeln, man ruft so manche Heilkundige, die mit ihrer Kunst Krankheit und Tod bannen sollen. Wirkliche Rostkuren werden da angewendet, die bei manchen den Tod nur beschleunigen können. Merkt dann der Patient, daß alles Bemühen fehlschlägt und er „dahin geht, woher es kein Wiederkehren mehr gibt“, so befällt ihn Furcht und Angst, worüber er sich keine Rechenschaft geben kann. Denn sein Himmel, wie er ihn sich vorstellt, ist ihm gar sicher und von der Hölle weiß er nichts. Es ist eben das Ausbäumen der Natur, Leib und Seele können sich nur schmerzlich trennen. Doch recht alte Leute sind von diesen Wehen in etwa verschont, „sie gehen, wie man sagt, nach Hause“ und denken wohl wie der weise Sirach: „O Tod, wie angenehm ist dein Urteilspruch für den Armen, dessen Kräfte abnehmen“ (Eccli. 41, 3).

Um den Kranken das Sterben leichter zu machen, trösten ihn die Seinigen, zählen ihm die natürlich guten Werke auf, die er unter Ausschluß von Zauberei, Ehebruch, Mord und Diebstahl verrichtet hat. Mit diesen Sünden erschöpft sich so ziemlich der heidnische Beichtspiegel. Was sonst die



Hochw. P. Josef Ebert vor seinem „Speisejaal“
auf der Station „St. Maria Gnadenmittlerin“, Südafrika
Photo: P. Willehad



Kohlenmine von Wankie, Südafrika
Photo: P. Willehad

böse Natur gefehlt haben mag, sehen sie als ihr Recht an. Doch bevor sich solcher Irrtum und Selbstbetrug in ihrem Gewissen festgesetzt, bevor ihr Herz und Verstand in solch geistige Blindheit sich eingehüllt hatte, spielte sich in der Seele auch der Heiden ein Zweikampf ab zwischen dem guten und bösen Gewissen. Die jeden Menschen angeborene Scheu und Scham vor manchen Sünden legt Protest ein. Allein die Macht des Bösen und dazu die Tyrannei der öffentlichen Meinung besiegt schließlich doch jedes Bedenken, je-

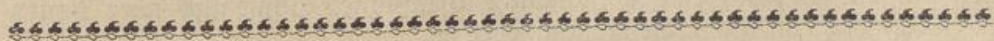
des Mahnen der besseren Natur. Man sagt sich: „Ich bin nicht allein, der solches tut, ich bin nicht schuld an all den Trieben, die in mir wuchern.“ So wird das Gewissen (unembeza) so langsam erdrosselt. Böse Laster werden zur zweiten Natur. Von dem bösen Gifte der Erbschuld, das seiner Natur innewohnt, weiß natürlich der Heide nichts. Auch im Tode machen ihm solche Sünden keine Skrupel, im Bewußtsein eines rechtschaffenen Menschen geht er in seine Ruhe ein. Bevor er den Weg alles Fleisches vollendet, gibt er den Seinigen noch den Trost, daß er mit den übrigen Vorfahren ihr Heim väterlich betreuen werde. Doch mit Schulden beladen möchte auch ein Heide nicht ins Jenseits eingehen. Sei es nun, daß er sich noch bekehrt oder in seinem alten Wahn dahinstirbt, diesen Stein will er von seinem Gewissen wegwälzen, indem er seine Hinterbliebenen gemahnt, diese Sache in Ordnung zu bringen. Stirbt jemand, der nach heidnischer Auffassung ein böser Mensch war, so hört man die Leute sagen: „Wie wird es ihm wohl nach dem Tode ergehen? Sein böser Genius wird sich sicher in seiner Familie weiter betätigen.“

Bezüglich der Vorstellungen vom Jenseits sind die Begriffe recht unklar und verschwommen. Die abgeschiedene Seele, die ihre Wohnung in einer Schlange nimmt, befindet sich unwohl, oder wie die Heiden sagen „in der Kälte.“ Durch ein Sühnopfer wird sie nach Monaten in den Familienkreis zurückgebracht, von da ab ist sie „in der Ruhe“ und waltet ihres Amtes als Schutzgeist, der unsichtbar an all den Familienereignissen teilnimmt. An ihn wendet sich der neue Hausherr, um Schutz und Gedeihen für die Familie zu erbeten oder um Abwendung jeglichen Ungemaches. Das tut er als Haupt der Familie, die übrigen Mitglieder beten nicht mit. Diesen Hausgöttern stellt man auch Essen und Trinken vor, allein sie begnügen sich bloß mit dem Duft und Aroma dieser Speisen, während sie deren Substanz den

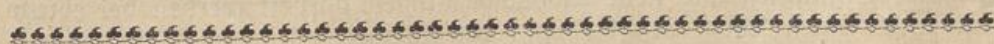
stets hungrigen Sprößlingen neidlos überlassen. — Hier ein Beispiel von stoischer Ruhe, mit der Heiden dem Tode entgegensehen, sowie von der Hoffnung auf ein Weiterleben ihrer Seele.

Um das Jahr 1870 befand sich am Hofe des Zulufönigs Cetshwaho ein berühmter „Kriegsdoctor“ Manembe. Aufgabe solcher Leute war es, den guten Ausgang eines Feldzuges zu bewerkstelligen durch ihre Kunst in Handhabung von allerlei magischer Mittel. Dieser Manembe hatte einen Sohn Ngulunggulwana, der eben als Rekrut im Heer des Königs diente. Während seiner Dienstzeit wurde er krank und starb. Als das sein Vater hörte, führte er Klage darüber und ließ sich also aus: „Was macht der Cetshwaho, daß mein Kind stirbt, ohne es mir auch nur gemeldet zu haben? Es wäre nicht gestorben, hätte er mir dessen Krankheit angezeigt.“ Als dann gereute es ihn, sich um den guten Erfolg des Krieges mit seiner Magie bemüht zu haben. „Ich hätte es nicht getan, so ich gewußt hätte, daß er meinen Sohn so einfach hinstirben ließe. Schade um die Hilfe, die ich ihm geleistet, übertraf ich doch durch meine Kunst die Doktoren seines Vaters Mpande.“ Diese Klage wurde dem Könige hinterbracht. „Hört ihr Männer“, sagte nun Cetshwaho in der Ratsversammlung, „Manembe da murt und bedauert es den Krieg gedoktert zu haben.“ „Nieder mit diesem Manembe, weil er seinen Sohn beklagt“, riefen die Ratsherren. Sogleich wurde eine Truppe abgesondert, die sein Gehöfte einschließen und ihn töten sollte. Durch irgend ein Zauberwerk wurde Manembe inne, daß Häfcher ihm auf den Leib rücken würden. So gab er seinen Weibern und Kindern Befehl zur Flucht. Doch da sie eben am Kochen waren, weigerten sie sich. Allein das Essen wurde nicht gar. Die Maiskörner im Topfe schwollen nicht an. Auch versagte der Schöpflöffel in das schon geseigte Bier zu tauchen. Versuchte jemand das zu tun, schlug ihm der Löffel ins Gesicht. Derweil setzte sich Manembe ganz offen in die Kälberpferche und erwartete seine Henker. Als diese ihm nahten, fragte er sie: „Kommt ihr mich zu töten, weil mein Sohn Ngulunggulwana gestorben ist? Nun, versetzt mir den Todesstoß, damit ich sterbe und meinem Kinde nachfolge. Euch aber wird es nicht gut gehen.“ Sodann durchbohrten sie ihn mit ihren Speeren. Zu wiederholten Malen sprang er noch auf und und schleuderte Verwünschungen gegen seine Mörder. „Euch wird es nicht gut gehen, weil ich sterbe.“ Solche Drohungen nehmen die Heiden ernst, und befürchten ihre Verwirklichung. Sagt doch auch der weise Sirach: „Die Verwünschung dessen, der dir flucht in der Bitterkeit seiner Seele wird erhört werden, der ihn nämlich erschaffen, wird ihn erhören.“

Nach einigen Jahren wurde Cetshwaho von den Engländern im Zulufkrieg 1879 vollständig besiegt, damit hörte nun auch das willkürliche Hinmorden von Menschenleben auf, und nach der Meinung des Volkes waren die Drohungen Manembes erfüllt.



Wann begannen die Menschen den Götzendienst zu verlassen, außer seitdem das Wort Gottes, der wahre Gott unter den Menschen erschienen ist? Und wann hat überhaupt die Weisheit der Heiden sich als Torheit erwiesen, außer als die wahre Weisheit Gottes sich auf Erden offenbarte.



Ein „Kuh“-Erlebnis in Afrika

Es war in Maria Trost, einer Missionsstation. Eines Tages kamen die Franziskanerbrüder, welche sich auf Wunsch des Mariannhiller Bischofs im Lande niedergelassen, um am Missionswerke mitzuarbeiten, und kauften einige Kühe auf der Station, bezw. die Station half ihnen mit einigen Wiederkäuern aus. Das war vor geraumer Zeit und der Stationsbetrieb ging seinen Gang.

Eines Mittags vor dem Essen besichtigte der Bruder Feldmeister sein Arbeitspersonal, lauter Schwarze, und da sagt einer, da ist gerade eine fremde Kuh den Berg herabgekommen und wir haben keine Ahnung, von wo sie kommt und wem sie gehört. Ein Arbeiter, der schon jahrelang auf der Mission beschäftigt ist, behauptete, es sei eine Kuh von Maria Trost, ein anderer, der noch nicht lange hier weilt, verneinte es. Der Bruder erkundigte sich, wo denn das Tier augenblicklich wäre. Im Stall, sagten beide. Als der Bruder die Kuh erblickte, sagte er, das ist selbstverständlich eine von hier. Das Tier stand ruhig und zufrieden im Stall und ihre treuen Augen schienen zu sagen, ihr lieben Leute, jetzt bin ich wieder zu Hause. Es war in der Tat eine von den Tieren, welche ein Jahr zuvor den Franziskanern auf ihre Farm Lookout abgegeben worden waren nach der Maisernte im Winter. Die Wintermonate sind dortzulande der Juni, Juli und August. Die Farm Lookout (Aussicht) liegt etwa 15 Stunden von Maria Trost entfernt. Der Fahrweg durch den Tzopo-Distrikt ist bedeutend näher, aber der durfte wegen der gerade herrschenden Viehseuche nicht benutzt werden. Maria Trost gehört zum Tzopo-Distrikt, grenzt aber an den Port Shepstone-Distrikt. Damals mußte der Viehtransport durch den Port Shepstone-Distrikt und im großen Bogen um den Tzopo-Distrikt, wobei zweimal der große Fluß Umsjumbi durchquert werden mußte. Dabei kam man auch ganz nahe an der Missionsstation Otting vorbei. Der Distrikts-Tierarzt ließ den Transport nicht durch das Tzopo-Gebiet. Der Bruder Feldmeister oder Schaffner von Maria Trost führte persönlich den Transport. Er war zu Pferde und machte kaum eine halbstündige Rast, kehrte auch auf dem Marsch bei mehreren Farmern ein, um den Durchgang durch die abgesperrten Felder und Farmen zu erbitten. Da, wie gesagt, das sog. Ostküstenfieber im Tzopo-Distrikt herrschte, mußte das Vieh auf schlechtem Weg längs der Distriktsgrenze getrieben werden, das ein Umweg von zwei Tagen bedeutete. Da aber laut amtlicher Vorschrift der Weg in einem Tage gemacht werden mußte, beschloß der Transportführer, einen Nachtmarsch zu machen. Nun ging dieser Weg durch eine ganze Anzahl abgegrenzter Farmen, bei denen die Durchzugsbescheinigung vom Besitzer schriftlich zu geben war, nur bei den Besitzern, welche Schwarze waren, war es nicht erforderlich, zu fragen. Und die schriftliche Erlaubnis hatte auch noch durch die Post besorgt werden müssen. Es war eine umständliche Geschichte. Schließlich aber kamen die Tiere doch an ihren Bestimmungsort an.

Genau nach einem Jahre nun traf eine Kuh dieses Transportes wieder in ihrem Heimatstall ein, ohne sich um Erlaubnisheine, Distriktsgrenzen und Tierarzt gekümmert zu haben. Der Bruder Schaffner verwunderte sich sehr, aber auch alle Kenner des Landes. Der Hiniweg war zum Teil bei Nacht zurückgelegt worden, zweimaliger Flußübergang bezw. Durchgang, Urwald, Schluchten und steile Abhänge mußten passiert werden bei einem fast 15 stündigen Weg. Nicht einmal ein Weißer würde nach einmaligem

Hinmarsch den Rückweg wiederfinden nach einem Jahre. Denn von einem Wege im gewöhnlichen europäischen Sinne kann nicht geredet werden, da es meist Fußpfade sind und in solch verwirrender Menge, kreuz und quer von Kraal zu Kraal, daß man eines Führers bedarf. Kommen dazu noch die Umzäunungen der Farmen und die meist geschlossenen Gatter für die Passagen, die streifenden Schwarzen, so muß man sich bloß verwundern, wie die Kuh den Heimweg gefunden. Und könnte sie reden, so hätte sie wirklich von einer abenteuerlichen Fahrt zu berichten gewußt. Nun soll noch jemand von einer „dummen Kuh“ reden.

(Nach einem Bericht des Br. Theodat an das „Vergißmeinnicht“)

Erste Schritte in der Mission

Von P. Bertram Girch CMM.

Bei Nacht und Nebel war ich hier auf der Convent-Farm gelandet. Ich glaubte, erwartete, daß ich eben von East London kommend, in irgendeiner Kaffernhütte abgeladen würde. Mein Rektor bog nach 8 stündiger Auto-fahrt von der Hauptstraße ab. Ich stellte das fest, weil ich immer wieder aus dem Auto aussteigen mußte, um die Gatter zu öffnen. Die Farmen sind ja alle durch Stacheldrahtzäune voneinander abgegrenzt. Wie staunte ich, als wir gar bald eine Zedern-Allee durchfuhren. Durch das Scheinwerferlicht unseres Autos erhellt, lag eine herrliche Missionsstation vor mir. Convent-Farm! „Wir sind da“, sagte mir mein Rektor. Ich habe mich hier auch recht bald heimisch gefühlt. Wir haben hier eine Schule für etwa 180 farbige Kinder, somit herrscht immer reges Leben. Etwa 14 Tage nach meiner Ankunft hatte ich in Landsend Aushilfe zu leisten. Auf der Fahrt nach dort habe ich mein erstes Abenteuer erlebt.

Früh am Morgen setzte ich mich auf mein Fahrrad, um bis zur Dämmerung in Landsend anzukommen. Gemächlich fuhr ich auf der teilweise schlechten Straße



Heidnische Zulumütter
Photo: Mariannhiller Mission

dahin und überlegte mir, was einem wohl alles so passieren könnte in Afrika, als ich plötzlich seitlich im Busch ein Brummen vernahm. Ich hörte dieses Brummen noch einmal und deutlicher als zuvor. Mir lief es kalt über den Rücken und ich sprang vom Rad. Ich dachte, entweder ein Löwe oder ein Leopard. (Daß man hier in einen zoologischen Garten gehen muß, um derlei Tiere zu sehen, daran dachte ich in diesem Augenblick nicht). Ich sagte mir, rückwärts zu gehen ist nicht weniger gefährlich als vorwärts, und stehen bleiben, nein, das hätte ich denn doch nicht ausgehalten. Ich muß das Ganze riskieren, entschloß ich mich, also werde ich angreifen, um vielleicht den Gegner in die Flucht zu jagen. Ich machte mich auf das Schlimmste gefaßt, hielt das Fahrrad quer vor mich hin, es gleichsam als Schild benützend, und näherte mich so dem Busch, aus dem ich das Brummen vernommen hatte. Als ich mich etwa auf 4 m der Stelle genähert und der Angriff zu erfolgen hatte, sprang ein junges Kälbchen auf und davon. Ich stand da gleich einem Kind, dem die Hühner das Brot genommen. Innerlich erleichtert, setzte ich meine Fahrt fort. Schließlich dachte ich mir, bist halt auch ein Schivab, anscheinend von den Sieben der achte!

In Landsend hat es mir gefallen, auf einer Farm fühle ich mich schon wohl, denn das alles riecht sehr nach zu Hause und ein richtiger Bauernbub wird immer wieder glücklich sein, wenn er mit Pferden, Ochsen und Kühen wieder umgehen darf. Landsend ist umsäumt von Hügeln, die alle übersät sind mit heidnischen Kraalen. Eines Tages zeigte mir der Bruder Schaffner auf der Spitze eines nahen Berges eine Hütte und sagte mir, das wäre eine unserer Außenschulen. Hm, dachte ich, das muß ich mal von der Nähe anschauen, ließ mir ein Pferd satteln und nach einer Stunde stand ich auch vor der vermutlichen Außenschule, band mein Pferd fest und trat sehr selbstbewußt in die Hütte ein. Es befand sich niemand in der Hütte. Aber die Einrichtung dieser Schule war ich recht erstaunt. Die ganze Hütte war mit Zeitungen austapeziert, im Hintergrund stand ein Bett, an der Wand sah ich auch ein schönes Muttergottesbild neben heidnischen Schmuckgegenständen. Von letzteren glaubte ich, daß diese von den Kindern wohl dem P. Missionar abgegeben worden seien. Wie ich die Gegenstände betrachtete kamen plötzlich einige Männer in ganz heidnischem Aufzug in die Hütte. Was sie hier wollten, fragte ich diese auf Englisch. Diese aber sprachen nur Fosa und davon verstand ich noch nicht genug. Ob das unsere Schule sei, fragte ich. Ja, war die Antwort. Ich bedeutete ihnen, sie sollten doch die heidnischen Sachen da hinauswerfen, denn solcherlei Dinge paßten nicht da herein. Ein Kopfschütteln war die Antwort. Auf alle weitere Fragen antworteten sie mit einem deutschen ja! Ehe ich es bemerkte, war die Hütte voll von heidnischen Männern und Frauen und Kindern. Man bot mir nun einen Stuhl an. Ich setzte mich und als Zeichen, daß ich mich meiner Sache absolut sicher fühlte, zündete ich meine Pfeife an, die mir aber nicht recht schmecken wollte. Ich betrachtete die Männer im Kreise und da sah ich, daß jeder einen Stecken bei sich hatte. Zu was sie diese Stecken hätten, fragte ich. Auf diese Antwort lachten sie. Ich zählte deren über zehn. Das waren im Ernstfall um etliche zuviel, stellte ich fest, stand auf, versicherte, daß ich hier alles in bester Ordnung gefunden habe und suchte das Weite. Zu Hause angekommen, sprach ich zum Bruder Schaffner über mein Erlebnis in dieser Schule. Der konnte das alles nicht fassen und ich zeigte ihm nochmal die Hütte, in der ich gewesen. Da lachte er hell auf und sagte, ja da sind sie an unserer Schule vorbeigeritten und haben beim heidnischen Witchdoctor (Zauberer) einen Besuch abgestattet. Etwas beflommen machte ich mich da-

von, suchte mein Zimmer auf und setzte mich wieder hinter meine Kosa-Grammatik. Eine Hauptbedingung zur Befehrung der Heiden, neben der Gnade Gottes ist doch die genaue Kenntnis der Eingeborenen Sprache.

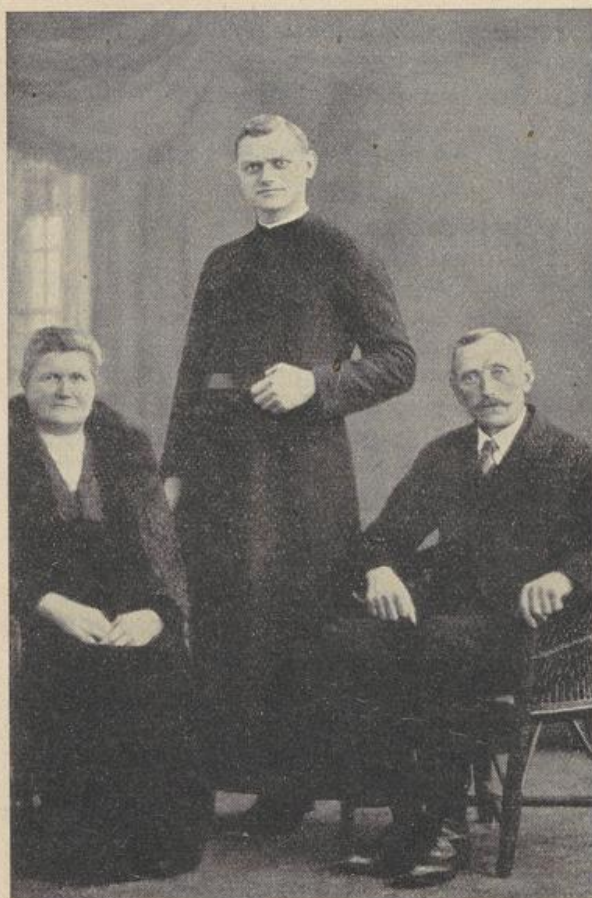
Schlangen

Von P. Fridolin Sudh CMM.

Die Schlangen sind hier leider noch nicht ausgestorben. Angefangen von der Natal-Riesenschlange, die zwar nicht giftig ist, aber einem Menschen mit Leichtigkeit die Rippen eindrückt, bis zur kleinen, aber umso giftigeren Mamba gibt es eine Unmenge meistens sehr giftiger Schlangen von verschiedener Größe und Farbe. Eine in ihrer Art wohl einzig dastehende Sammlung von 500 lebenden Schlangen sah ich im berühmten Schlangenpark von Port-Elisabeth an der Südküste von Afrika. In einem mit einer glatten Mauer umgebenen Bassin mit einer Insel, schwimmen und kriechen diese eckelhaften Würmer herum oder liegen träge in der Sonne, während die Riesenschlangen in einem großen Käfig hausen. Der Wärter, ein schwarzer, unheimlicher Geselle, spaziert seelenruhig unter ihnen herum, faßt sie hinter dem Kopf und legt sie wie Selbstbinder um seinen Hals, während er andere, die sich aufrichten und zischend und pfauchend nach ihm schlagen, sachte mit seinem Stock abwehrt. Trotzdem wurde er schon oft von ihnen gebissen, was ihm aber wenig tut, da er gegen Schlangenbisse angeblich immun ist. Mit etwas gemischten Gefühlen ging ich von dannen und wünschte, daß alle Schlangen Afrikas und meinetwegen der ganzen Welt in solchen Schlangenparks wären. Daß dem aber nicht so ist, sollte auch ich bald erfahren.

Ich war erst ein paar Tage in der schönen Missionsstation Lourdes im Ost-Oriqualand, um dort fern der schnöden Welt, in die Geheimnisse der Zulusprache einzudringen, da schlummerte ich nach dem Mittagessen ein wenig auf dem Liegestuhl. Kein Wunder, mein Thermometer im Zimmer zeigte 35 Grad Celsius. Plötzlich wurde ich durch den Schrei: „Schlangen“, aufgeschreckt. Ich faßte meinen Stock, einen solchen wie die Viehhändler in meiner Heimat tragen, und eilte auf die Veranda, wo ich den P. Rektor ganz aufgeregt antraf. Während er ruhig auf der Bank sitzend sein Brevier gebetet hatte, war eine sogenannte Spuckschlange, welche dem Angreifer ihr Gift in das Gesicht spuckt, wovon man erblindet, in die Veranda gekrochen. Der Pater erwischte einen Stock und schlug nach ihr, traf sie aber schlecht, sprang auf die Bank und schrie. Als ich ein paar Sekunden später erschien, war die Schlange verschwunden und nirgends zu finden. Da die Haustüre offen stand, vermuteten wir, sie sei ins Haus geflüchtet und so durchsuchten wir dasselbe sorgfältig, jedoch vergebens. Wir lebten in Aufregung bis endlich nach einigen Tagen die Schulbuben dieselbe Schlange auf dem Wege vor dem Pfarrhofe antrafen und erschlugen.

Auf einem meiner ersten Missionsritte wurde ich auf einem hohen Berge von einem Sandsturm überrascht und floh vor demselben hinter einen Felsen. Zu meinem nicht geringen Schrecken stieß ich dortselbst beinahe auf eine fast schwarze Schlange von der Größe einer Kreuzotter. Da sie sich nicht vom Fleck rührte, nahm ich ein paar Steine und warf nach ihr.



Dr. Jordan Hemmelmann CMM.
aus Himmelfstadt, Ufr.
Photo: Sauerland, Riedegg

Zum Glück traf ich sie sofort und zerquetschte ihren Leib. Sie richtete sich trotzdem auf, blähte den Hals und züngelte springgiftig nach mir. Da sprang ein schwarzer Hirtenbub, der mich beobachtet hatte, herbei und zertrümmerte ihr mit einem wohlgezielten Schlag seines Knotenstockes den Kopf. Er sagte mir auch, daß der Biß dieser Schlange binnen 10 Minuten den Tod herbeiführe.

Ein andermal brachten unsere Hirten eine Bululu, d. h. eine afrikanische Puffotter, die sie auf der Weide erschlagen hatten. Sie war arm dick und ungefähr einen Meter lang mit einem ganz kurzen Schwanz. Der Kopf glich dem eines Frosches und der Rachen war mit zwei langen Giftzähnen ausgerüstet. Wir zogen der Schlange die Haut ab, um sie für unsere Schule auszustopfen und öffneten ihr auch den dicken Leib, in welchem wir ein Duzend Eier fanden, die ich einer schwarzen

Arbeiterin anbot, die aber schreiend davonlief. Den Schlangenleib begruben wir im Garten. Am selben Abend bekamen wir einen gebratenen Alal auf den Tisch, der genau so aussah wie die Bululu und den niemand essen wollte. Ich opferte mich und aß ein Stück, welches ganz ausgezeichnet schmeckte, aber während des Abendgebetes wieder zurück und herauf wollte. Nachher grub ich in aller Stille im Garten nach und als ich den Schlangenleib noch an Ort und Stelle vorfand, beruhigten sich auch meine Magenerven wieder. Als nun der Alal am nächsten Tag wieder auf den Tisch kam, schob man die Schüssel von Einem zum Andern, ohne zuzugreifen. Mir aber mundete er ganz vorzüglich, dieser Schlangenfraß!

Der Missionsberuf ist sicherlich der schönste, ehrendste und verdienstvollste Beruf, der sich nach dem Priesterberuf denken läßt; denn er vereinigt in gewissem Sinne alle anderen Berufe in sich.

P. J. Hättenschwiler SJ.

Der Regenmacher

Ein alter Missionar erzählt: Es war gegen Ende November. Das Gras war versengt und da man weder pflügen noch säen konnte, war keine Ernte zu erwarten. Die Eingeborenen waren der Verzweiflung nahe. — Ich saß nahe dem Eingang meiner Hütte, dem kühnsten Plätzchen, das ich finden konnte, als ich jäh aus meiner Beschauung gerissen wurde durch den Hufschlag herannahender Pferde. Ich schaute auf und sah die Reiter — zwei reinrassige Buschmänner.

Der erste war außergewöhnlich klein, mit feurig-funkelnden Augen, vorstehenden Backenknochen und Zähnen, während der andere körperlich sehr mißgestaltet war. Große schwarze Ziegenfelle bedeckten den Hals und hingen über Schulter und Brust. Den Kopfschmuck bildete eine große Straußensfeder, die im Haar befestigt aufrecht stand. Sie ritten die Pferde ohne Sattel und Zügel und meisterten dieselben mittels eines Gürtels, der um den Hals gebunden durch das Maul ging.

Nach längerer Beobachtung brachen die Männer in lautes Lachen aus, wahrscheinlich wegen meiner europäischen Kleidung, die ihnen unbekannt war. Ich redete mit ihnen, und im Laufe des Gespräches erfuhr ich, daß sie den sonderbaren Titel „Regenmacher“ beanspruchten, und ihr Heim der Hauptkral auf dem großen Plaze war.

„Regenmacher“, dieser sonderbare Titel erregte meine Neugierde, und ich lud sie freundlich ein, mit mir zu gehen. Meine Wohnung hatte keine Fenster, und wenn die Tür geschlossen war, herrschte Dunkelheit in dem Raum. Nach einer Weile nahm der Wortführer aus einem zusammenge bundenen Tuch einen Kieselstein, der auf einer Seite leuchtend weiß war. Ich griff darnach, doch er entzog ihn mir mit der Bemerkung: „Du wirst ihn beschädigen und ihm die Leuchtkraft nehmen. Ich bekam ihn von meinem Vater unter dem Versprechen, ihn nie aus der Hand zu geben.“

Ein Lichtstrahl fiel durch die Türspalte, und der Buschmann hielt den Stein so, daß er denselben zurückwarf. Nach einigen Bewegungen traf der Strahl mein Auge, da war ich für kurze Zeit ganz geblendet. Das erfreute das Männchen riesig. „Jetzt siehst du, daß dieser Stein auch Licht machen kann. Er weiß, daß du nicht glaubst, daß er Regen erzeugen kann. Und jetzt schaut er dich an, dich zu beschämen.“

„Aber wo bleibt der Regen, den dein Stein uns geben kann?“ fragte ich. Doch schnell verteidigte er sich: „Dieser Stein hier ist zu klein, um mit einem großen Sturm fechten zu können; aber ich bin im Besitze eines größeren und machtvolleren Steines, der wird Sturm und Trockenheit besiegen und Regen in Fülle bringen. Dieser mächtige Stein wird die Sonne anschauen, und beim Anblick des Steines wird sich die Sonne ihrer selbst schämen und in großer Furcht sich hinter den Wolken verbergen. Mein Stein wird jedoch den Blick nicht von ihr abwenden, so daß die Sonne sich nach dunklen schwarzen Wolken umsieht, um sich hinter ihnen zu verbergen. Es wird dann regnen und immer wieder regnen, und ich darf mich als Erzeuger dieser Regenflut vorstellen.“

Ich war sehr interessiert und fragte den kleinen Kerl, wann er zurückkehren würde. Er sagte, am Morgen des vierten Tages und gleichzeitig wolle er den genannten Stein mitbringen, um mich von seiner Kraft zu überzeugen.

Ich gab ihnen ein kleines Geschenk, und die Pferde besteigend ritten beide im raschen Tempo davon.

Vier Tage waren vergangen. Es war Sonntag, und ich befand mich gerade auf dem Kirchweg, als die beiden Reiter den nahen Hügel herabkamen. Meine beiden Buschmänner! Ich ließ ihnen Brot und Kaffee bringen und bei meiner Rückkehr lagen beide im Gras und badeten sich in der Sonne.

Sie erzählten mir nun, daß sie den Stein bei sich trügen, und so gingen wir dreie in die Hütte, um die Kraft des Steines auszuforschen. Urnotes, so wurde der älteste der beiden Buschmänner genannt, entnahm nun seinem Sack einen Kieselstein, so dick wie eine Walnuß. Er war von schöner Form, achteckig und gab ein grünliches Licht von sich. Wieder beivegte Urnotes den Stein so, daß die Lichtstrahlen ihn trafen, und eine Fülle von Licht ging von ihm aus.

„Kann euer Gott solches Licht erschaffen?“ schrie er. Dann erzählte er von den großen Mächten, die in seiner Zauberei verborgen sind.

Während er so sprach, schaute ich zu meinem Fernrohr, welches an der Wand hing. Mir kam ein glücklicher Gedanke. Ich nahm das Fernglas und schraubte leise das große Glas ab. „Nun“, sagte ich zu dem Buschmann, „ich habe hier einen Stein, größer und mächtiger als der deine, und mit ihm kann ich auch Feuer machen.“

Der Buschmann schaute beunruhigt drein und fühlte in seinen Beutel, ob er noch seinen Zauberstein habe. Dann drehte er sich zu mir, streckte seine Hand aus und sagte: „Zeig her!“

Ich legte das Fernglas in seine Hand. „Du wolltest nicht, daß ich deinen Stein berührte“, sagte ich, „aber ich will meinen in deine Hand legen. Er schaute das Glas gespannt an, indem er es immer wieder umdrehte. „Aber er kann kein Feuer machen“, sagte er. „Das kann er doch“, antwortete ich.

Ich nahm seine rechte Hand in meine, hielt sie gegen die Oberschwelle des Türpfeilers, und nach der Einstellung des Verfahrens waren die Sonnenstrahlen auf der Hand zu sehen. Er starrte noch auf das Glas; doch nach einer Weile fühlte ich, wie er versuchte, seine Hand aus der meinen zu befreien. Ich hielt sie fester, und er ertrug noch einige Minuten die Schmerzen. Dann, mit einem Geheul, riß er seine Hand aus der meinen und freischte: „Ich brenne, ich brenne!“ Sicherlich verspürte er ein ungemütliches Brennen, und er schaute mich einige Zeit durchbohrend an. Dann sagte ich zu ihm: „Du dachtest, mein Stein könne kein Feuer machen, aber was sagst du jetzt?“ Er gab mir keine Antwort aber warf mir einen Blick zu, in dem deutlich Mord geschrieben war. Dann schlich er sich langsam aus der Hütte.

Der andere Buschmann brachte schnell die Pferde. Die zwei bestiegen sie und ritten davon. Ich rief ihnen noch „Gute Reise“ nach, aber sie schauten sich nicht um. Es war augenscheinlich, daß beide böse und furchtsam waren ob des Vorfalles.

Es wurde immer heißer und heißer. Keine Wolke zeigte sich am Himmel und die Wasserquellen waren trocken. Die ganze Natur schien ausgedörrt. Ich wunderte mich und dachte, was wohl die Buschmänner tun würden.

Am Sonntag, als wir gerade bereit waren in die Kirche zu gehen, kam unser Diener gelaufen und erzählte uns, daß der Häuptling mit seinem Gefolge den Berg hinunterkommen würde. Ich ging hinaus und traf den Häuptling Umditschwa und mit ihm dreihundert Mann. Nach der Begrüßung erzählte er mir, daß die Buschmänner nicht fähig seien, Regen zu schaffen, daß aber er und sein Gefolge in einer schrecklichen Bedrängnis seien, und sie so zu den weißen Missionaren kämen um Hilfe zu erflehen.

„Gut“, sagte ich, „wir können nichts tun als daß wir zu dem allmächtigen Gott beten, daß er uns Hilfe schickt in dieser großen Not. Wir sind gerade auf dem Wege zur Kirche und es wäre gut, wenn ihr mitkommen würdet.“ So gingen wir alle zur Kirche. Aber hundert Menschen zwängten sich hinein und mehrere Hundert waren außerhalb des Gebäudes, wo sie sich doch recht ehrwürdig betrogen. Wir beteten um Regen, ich predigte den Versammelten und nachdem wir ein Lied gesungen hatten, beschlossen wir den Gottesdienst.

Die Sonne schien vom blauen, klaren, wolkenlosen Himmel auf uns nieder, als wir zur Hütte zurückkehrten. Der Kaffee war schon gerichtet für den Häuptling und seine auserwählten Ratsherren. Sie blieben einige Zeit bei uns und erzählten dieses und jenes. Plötzlich steckte einer den Kopf durch die Türe und rief mit erregter Stimme: „Häuptling, müssen wir nicht aufbrechen? Es fängt an zu regnen.“ Wir sprangen auf, liefen aus der Hütte und schauten nach dem Himmel. Zu unser aller Erstaunen war es im Westen recht schwarz und die Wolken kamen immer näher zu uns. Die Sonne war verschwunden und ein kalter Wind blies uns in das Gesicht, ein sicheres Zeichen des herannahenden Sturmes. Wir versuchten, den Häuptling zu überreden, daß er bleiben solle, aber er verweigerte es. „Euer Gott hat euren Gebeten geantwortet, indem er uns Regen schickt“, sagte er, „und so müssen wir unseres Weg nach Hause nehmen, denn es ist keine Zeit zu verlieren.“

Schnell machten sie sich bereit und gingen heimwärts, zehn Meilen weit. Doch es dauerte nicht lange, da kam der Regen schon in Strömen. Es war einfach unglaublich. Ein Ratsherr des Häuptlings, ein alter Mann, Gibema mit Namen, blieb zurück, da er nicht reiten konnte. Er erzählte mir, wie froh er sei, daß es regnen würde, denn die Buschmänner hatten zu den Eingeborenen gesagt, daß kein Regen fallen würde, solange die Missionare im Lande seien. „Aber“, fügte er eindringlich hinzu, „sie haben gelogen und sind dem Schicksal begegnet, das sie verdienen.“ „Erzähle mir, was den Buschmännern zugestoßen ist“, sagte ich; und so erzählte mir der alte Eingeborene diese Geschichte.

Nachdem die Buschmänner mich verlassen hatten, schlugen sie den Weg zur Hütte des Häuptlings ein. Letzterem versprachen sie, Regen zu schaffen, wenn er ihnen ein wertvolles Geschenk machen würde; aber der Regen würde erst am fünften Tag nach der Erhaltung des Geschenkes kommen. Der Häuptling gab ihnen einen großen Ochsen, welchen sie jedoch verweigerten und statt dessen des Häuptlings schwarzes Lieblingspferd verlangten. Erst wollte er ihr Gesuch zurückweisen, doch seine Ratsherren drängten ihn, es zu geben, da die Leute schon am Sterben seien. Zögernd gab der Häuptling das Pferd den Buschmännern, welche es töteten und aßen, aber es fiel kein Regen am fünften Tag. Da wurden die Eingeborenen zornig und nannten die Buschmänner Betrüger. Diese aber schoben die Schuld von sich ab, indem sie sagten, es würde kein Regen fallen, solange weiße Menschen im Lande seien.

Da hatten die Leute kein Vertrauen mehr zu den Regenmachern, obgleich sie versuchten, die Geschichte glauben zu machen und sagten, sie würden die Missionare vertreiben. Man gab ihnen aber so viel Fleisch zu essen und Bier zu trinken, so daß die Buschmänner alsbald in einem tiefen Schlaf lagen. Dann verriegelten die Leute die Türe der Hütte, brachten Dachstroh herbei und zündeten es an. Es war den Regenmachern unmöglich, hinauszukommen, und so mußten sie elend zugrunde gehen.

Lange dachte ich über diese Geschichte nach, die mir der alte Gibema erzählt hatte, und als ich abends in der Kapelle die Worte betete: „Erhelle unsere Dunkelheit, wir bitten dich, o Herr“, hatten sie eine tiefere Bedeutung für mich als sonst.

In bezug auf die Kieselsteine, welche mir die Buschmänner zeigten, bin ich fest überzeugt, daß es Diamanten in ihrer einfachen Art waren. Arnotes erzählte mir, sein Vater habe sie aus dem Lande Adam Kofs. Doch soweit ich urteilen kann, waren sie aus der Gegend, wo jetzt die Stadt Kimberley steht.

Mota Sahab

Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag, Freiburg (Fortf.)

Das Treiben der braunen Flieger wurde schließlich doch zu bunt. Es mußte etwas geschehen, um sie los zu werden. Man riet mir, Leute aus der Dschungel kommen zu lassen, die sich auf das Abnehmen von Bienenneestern von den Bäumen verstehen. Das tat ich denn auch.

Es kamen also am Abend um acht Uhr, wo es schon finster war, vier Dschungelmänner. Ich versprach ihnen alles Wachs der Waben und noch einen guten Backschisch dazu. Sogleich wurde eine starke Leiter an den Baum angelegt, und einer der Männer, der sich Haupt und Hände gut verbunden hatte, stieg nun hinauf. Am ersten dicken Ast angelangt, kroch er denselben entlang bis dahin, wo er die unterste Wabe, die an einem Ast darüber hing, erreichen konnte. Wegen der Dunkelheit konnte ich ihn von meiner Terrasse aus kaum sehen. Er hatte seine Taschen voll Werg. Er nahm eine Handvoll heraus, zündete das Werg mit einem Streichholz an und hielt die allerdings schwache Flamme unter die Wabe. Aber nur zu bald erlosch die kleine Flamme. Dem Hornissenjäger aber war die Lust vergangen, die Wabe noch mehr zu sengen. Er fing an, mächtig zu stöhnen und zu wimmern, und kam rutschend den Ast herunter. Die Hornisse hatten ihn gehörig zerstoßen, und er war in Gefahr, herunterzufallen. Einer seiner Begleiter stieg die Leiter hinauf, nahm den Unglücklichen oben in seine Arme und brachte ihn behutsam hinunter. Dieser aber ließ sich unten auf den Boden fallen und jammerte und stöhnte. Die drei Männer sagten entschlossen: „Sahab, diese Bienen sind uns zu gefährlich, — gegen die können wir nichts machen. Behalte alles Wachs und den Backschisch und laß uns gehen!“ Damit hoben sie ihren Gefährten auf und trugen ihn heim. Hoffentlich ist er nicht infolge der Stiche gestorben!

Es war nun klar, daß mit dieser Methode zur Nachtzeit den Hornissen nicht beizukommen war. Hätte es in der Station eine Wasserleitung mit gutem Druck gegeben, dann wäre es mit Hilfe eines Feuerwehrschaumes ein leichtes gewesen, den Hornissen mit kräftigen Wasserstrahlen schnell den Garaus zu machen. Allein an diesem Hilfsmittel fehlte es ja gerade. Und bis zur Regenzeit durfte ich nicht warten. Die gefährlichen Stacheltiere mußten aber verschwinden um jeden Preis. Es war höchste Zeit. Da blieb nur das eine Radikalmittel übrig: den Baum umhauen! Dazu war die Zeit ja auch sehr günstig, denn die Maiferien hatten schon begonnen, und die Schule war geschlossen.

Drei Männer machten sich flott an die Arbeit. An einem Tage wurde ein breites, tiefes Loch um den Baum gegraben und die dicken Wurzeln durchgehauen. Am folgenden Tage wurde dem mächtigen Stamm mit schweren Äxten zu Leibe gerückt, so daß am Abend nur noch ein kleiner Teil des Innenholzes übrig war. Aber der Baum wartete noch nicht. Während der folgenden Nacht wurde ich auf einmal durch ein lautes Krachen und einen dröhnenden Fall aufgeweckt. Schnell sprang ich auf, und siehe da, — der herrliche Baum stand nicht mehr. Ziemlich diagonal war er in den geräumigen Hof gefallen und mit dem oberen Teil der Krone dicht neben die Zisternenmauer. Günstiger hätte er gar nicht fallen können. Bei genauer Besichtigung am Morgen zeigte es sich, daß die meisten Nester durch den Fall zerdrückt und alle Hornisse verschwunden waren. Sie haben sich auch nie mehr sehen lassen. Es tat mir zwar leid um den schönen Baum, aber er mußte unbedingt geopfert werden, um endgültig von der Plage der lästigen stechlustigen Sommergäste befreit zu werden.



Trommlerkorps unseres Missionsseminars Altdorf, Schweiz

Photo: P. Meinrad, Altdorf

17. Ein unerwartetes Krokodilerlebnis

Ungefähr eine Stunde Weges nördlich von meiner Station fließt der kleine Regenfluß Tapti vorbei. Während der Regenzeit ist er ein reißender Strom und an dieser Stelle breiter als der Rhein bei Köln. An sich ist er ein unbedeutender Fluß, der bei Betul in den Bergen von Behar entspringt und bei Surat an der Westküste in den Indischen Ozean mündet.

Solange er vom Regenwasser hochgeschwollen dahinrauscht, tummeln sich in seinen Wogen viele Krokodile. Da ist es nicht geraten, zu nahe an sein Ufer heranzukommen, weil man leicht von einem dieser Ungeheuer weggeschnappt werden kann. Ein Freund von mir, ein englischer Ingenieur, hatte einen großen Neufundländerhund, der ihn auf seinen Abendspaziergängen zu begleiten pflegte. An einem Abend während des Monsuns, wo es gerade nicht regnete, begegnete ich ihm und war erstaunt, ihn ohne seinen Hund zu sehen.

„Wo ist denn ihr Hund?“ fragte ich ihn, „ist er krank?“

„Ach nein“, erwiderte er mit bewegter Stimme, „den habe ich gestern Abend verloren. Als ich drüben am Tapti mit ihm spazierenging und er bald vor mir, bald hinter mir herumsprang, hörte ich auf einmal hinter mir einen jähen Schrei. Schnell drehte ich mich um und sah gerade noch, wie ein Krokodil mit ihm im Wasser verschwand.“

Sind einmal die gewaltigen Wassermassen der Regenzeit verkommen, so sieht man vom Tapti nur noch ein von Ufer zu Ufer weit ausgedehntes felsiges Flußbett und ihn selbst in der mittleren Vertiefung als kleines Fläßchen mit spärlichem Wasser zwischen den Felsen sich hinstängeln.

In der Mitte des Flußbettes gewahrt man bald rechts bald links Ausbuchtungen, die wie kleine Teiche aussehen und vom Fläßchen gespeist werden. Das sind tiefe Tümpel, in denen sich die Krokodile während der trockenen Jahreszeit aufhalten. Aber Tag kommen sie oft heraus, um sich auf den Felsen lang ausgestreckt zu sonnen. Sie lauern dabei aber auch auf Beute. Da sie ganz regungslos daliegen und wegen ihrer dunkelgrauen Farbe und des rauhen Rückens von den Felsen kaum zu unterscheiden sind, so werden sie Tieren und Menschen, die zum Tümpel kommen, um zu trinken oder Wasser zu schöpfen, sehr gefährlich. Sind diese nahe genug, dann gibt ihnen das Krokodil einen mächtigen Schlag mit dem Schwanz, daß sie ins Wasser taumeln, und hat sie dann im Nu gepackt.

Hat einmal ein solch breitschnauziges Krokodil Menschenfleisch genossen, dann sucht es immer solches wieder zu bekommen. Diese Krokodile nennt man Muggur (sprich mögger).

Weil das Krokodillleder so geschätzt ist, gehen manche Europäer darauf aus, sich

ein schönes Krokodil zu erlegen, um sich aus seiner Haut ein gutes Stück Leder gerben zu lassen.

So kam eines Sommertages mitten in der brütenden Mittagshitze der Adjutant des Kollektors von Rhandesch, der vor der Stadt sein Visitationslager aufgeschlagen hatte, herangeritten und brachte mir einen Brief von dem hohen Herrn, worin dieser mich dringend bat, schnell hinüberzukommen und mit ihm an den Tapti zu fahren. Er habe den ganzen Morgen einen Subadar (-eingeborner Unteroffizier) am Fluße aufpassen lassen, ob sich ein Muggur auf den Felsen lege. Nun sei gerade einer herausgekommen und liege an der Sonne, und den wolle er sich schießen.

Ich sagte gleich zu, und bald war ich draußen beim Kollektor. Der zweispännige Ponnykarren stand schon bereit. Der Herr legte seine Flinten hinein, wir stiegen auf, und im Galopp ging's an den Fluß.

Der kleine Terrier, der vorn neben dem Fuhrmann saß, war außer sich vor Freude und bellte in einem fort. — „Den Muggur muß ich unbedingt haben“, sagte der sonnengebräunte Kollektor, der als guter Schitari (Schütze, Jäger) bekannt war, „denn ich will mir noch einige gute Krokodillleder-taschen machen lassen, bevor ich Rhandesch verlassen muß. Heute ist die Gelegenheit günstig. Und da ich dachte, es wäre für Sie als Naturwissenschaftler interessant, ein solches Vieh in nächster Nähe in seinem Bereich zu sehen, so habe ich Sie rufen lassen. Das Betreten der Felsen im Flußbette ist zwar nicht ohne Gefahr, und wir müssen schon vorsichtig sein. Ich habe aber eine Anzahl Leute dorthin bestellt, die gut Bescheid wissen, und ich bin sicher, alles wird gut verlaufen.“

Es war gut, daß wir bald am Fluße anlangten, denn da der Karren auf einem Flurwege zwischen den Baumwollfeldern dahinrollte, waren wir ständig in dicke Staubwolken gehüllt. Als wir abstiegen, wurden wir von einer Schar von dienstfertigen Eingeborenen begrüßt, die des Kollektors wegen einen ganz besonders tiefen Salaam machten.

„Wo liegt der Muggur?“ fragte der Kollektor den Subadar, der zur Stelle war.

„Da drüben, Durchlaucht, auf dem langen Felsen hinter dem großen Tümpel“, antwortete der Gefragte, indem er mit dem Finger auf die Mitte des Flußbettes wies.

„Und wo stelle ich mich am besten hin, um ihn gut treffen zu können?“ forschte der Kollektor weiter.

„Da vor dem großen Tümpel auf den Felsen, auf dem jener dicke Block liegt,

Huzur. Da steht Eure Hoheit sicher und kann aus nächster Nähe zielen.“

„Gut. Sind auch die Felsen und die kleinen Tümpel auf dem Weg dahin frei von Krokodilen?“

„Ja, Huzur, da ist nichts zu fürchten.“

Nun wählte der Kollektor die vier stärksten Männer aus, die uns beide hinübertragen sollten. Je zwei derselben faßten sich fest die Hände, auf die wir uns setzten, und mit den freien Händen hielten sie uns fest in der sitzenden Stellung und trugen so recht behutsam durch das seichte Uferwasser, über die Felsen und die kleinen Tümpel hindurch zum bezeichneten Standorte. Darauf zogen sie sich schweigend zurück. Der Kollektor lud seine Doppelflinte schwersten Kalibers, beäugte dann den gegenüberliegenden Felsen und sagte zu mir im Flüstertone: „Sehen Sie, da liegt er, — ein mächtiges Tier!“ — Nur mit Mühe gelang es mir endlich, die Umrisse des Muggur zu erkennen, so sehr schien er ein Stück mit dem Felsen zu sein. Regungslos lag er da wie tot in seiner ganzen Länge. Durch den Block gut gedeckt, legte der Kollektor an, zielte eine Weile und drückte los. Der Schuß trachte gehörig und hatte an der richtigen Stelle eingeschlagen. Die Wirkung war großartig. Der Muggur regte sich nicht. Er war erledigt. Ein dicker Blutstrahl aus der Einschlagswunde hinter dem linken Ohr am Hals strömte in den Tümpel hinab. Der Sicherheit halber gab ihm der Kollektor noch einen zweiten Schuß, so daß noch mehr Blut floß. Der angriffslustige Terrier bellte und bellte vor unbändiger Freude, sprang in den Tümpel und schwamm zum toten Muggur hinüber, stellte sich vor ihn hin und kläffte ihn mörderisch an. Wir aber ließen uns nach einer Weile auf einem Umweg zum gegenüberliegenden Felsgrat tragen, um den Muggur näher zu untersuchen.

Es war ein breiter, schwerer Gefelle und über vier Meter lang. Der Kollektor zog den Oberkiefer hoch, und aus dem Rachen des Muggur kam ein höchst widerlicher Gestank. Vor dem schauerlichen Gebiß, das sich da zeigte, konnte man schon Respekt haben. Am Oberkiefer startete jederseits eine Reihe von 17 oder 18 kegelförmigen, etwa 4 Zentimeter langen Zähnen und ebenso am Unterkiefer. Die Zähne waren an der Wurzel dunkelgrün, und mein Freund meinte, der Muggur sei ein gar alter Sünder.

Nun hieß es, den Muggur aus dem Flußbett hinaus ans Ufer zu bringen. Es wurde ihm deshalb ein dickes Seil hinter den Vorderbeinen um den Leib gebunden, und eine Reihe von Männern zogen ihn so durchs spärliche Wasser und über die Felsen hin zur Verladungsstelle am Ufer,

während wir zwei Sahibs wieder hinübergetragen wurden.

Mit großer Mühe wurde das schwere Tier auf einen langen Ochsenarren gehoben und dann zum Lager des Herrn Kollektors gefahren. Beim Aussteigen dort fanden sich im Magen des Muggur zwei daumendicke silberne Armringe, ein sicherer Beweis dafür, daß derselbe eine unvorsichtige Hindufräule wahrscheinlich beim Wasserschnappen oder Waschen weggeknabbert und verzehrt hatte. — Wer weiß, wie viele andere Menschenleben außer diesem einen der „alte Sünder“ noch auf dem Gewissen hatte!

Meinem hohen Freunde aber war ich für seine freundliche Einladung zu dieser Krokodiljagd sehr dankbar, und die dabei gewonnene Erfahrung hat mich für meine späteren Gänge zum Tapti noch vorsichtiger gemacht.

18. Heil dir, Monsun!

Es gibt kaum etwas in der ganzen Welt, was Menschen und Tiere mit solch verzehrender Ungeduld ersehnen, mit solch fieberhafter Spannung erwarten und mit solch jauchzender Freude begrüßen, wie die Menschen und Tiere in Indien nach all den Schrecken der heißen Jahreszeit den Monsun ersehnen, erwarten und begrüßen: die Ankunft der kühlenden und erfrischenden Regenzeit.

Wer den indischen Tropensommer kennen gelernt hat, findet das auch ganz natürlich und erklärlich. Wenn die Sommerhitze, von Tag zu Tag zunehmend, die ganze Umgebung gleichsam in einen Backofen verwandelt und sich im letzten Monat vor dem Monsun geradezu zur Unerträglichkeit gesteigert hat, wenn das ständige Schwitzen, der quälende Durst und die schwülen schlaflosen Nächte die Nerven geschwächt und schier den letzten Rest von Energie und Lebensmut verzehrt haben, — dann steigt in jedem fast leidenschaftlich der große Wunsch auf: „Ach, käme doch endlich einmal der erlösende Monsun!“

Dann bildet überall der kommende Monsun den Hauptgegenstand des Tagesgesprächs. Dann fragt man sich überall: „Wann wird er wohl in diesem Jahre losbrechen? Sind noch keine Zeichen von seinem Kommen bekannt geworden?“ Dann läuft man viel mehr als sonst ans Barometer, ob es nicht schon ein wenig gefallen ist und den ersehnten Wetterwechsel meldet. Dann schaut man so oft nach dem Südwesten, ob sich noch keine Wolken am Horizonte zeigen. Dann sucht man in den Zeitungen am frühen Morgen mit größter Spannung nach der wichtigsten und allerbedeutendsten Nachricht, ob in Colombo oder in Cochín der Südwestwind noch nicht eingesetzt habe, der Monsun noch nicht los-

gebrochen sei. So steigert sich das ungeduldige Sehnen und Harren und Aussehen von Tag zu Tag, von Woche zu Woche.

Und wenn endlich einmal die sichere Meldung kommt: „Der Regen hat in Colombo eingesetzt!“ dann wird es allen leichter ums Herz, dann weiß man: in ein paar Tagen ist er auch bei uns!

Endlich fällt auch wirklich das Barometer ganz gewaltig. Der östliche Himmel färbt sich gelb und dunkelgelb. Es wird kühl und kühler. Ein starker Luftdruck setzt ein, der Vorläufer vom Sturm. Die himmelhohe gelbe Wand kommt näher. Es ist der massenhafte Staub, den der Sturmwind vor sich hertreibt. Jetzt heißt es alle Fenster und Türen fest verschließen. Ehe man sich's versieht, ist der Sturm auch schon da und verstärkt sich zum wütenden Orkan. Was nicht niet- und nagelfest ist, fegt er fort und reißt er mit sich. Man meint, er wolle an den Bäumen nichts mehr heil lassen, Blätter und Zweige wirbeln dahin, baumdicke Äste krachen unter seiner Wucht herunter, und schlanke Palmbäume biegen sich mit ihrer Krone bis auf den Boden. Der Himmel hat sich schwarz verdunkelt, Blitze zucken sonder Zahl, und rasselnde Donner krachen, daß es einem ordentlich bange wird. Es ist ein Getöse und ein schauerlicher Tumult, als ob die Welt unterginge. ein sündflutartiger Regen setzt ein, daß es nur so klatscht. Nach einer Stunde ungefähr hat der Orkan ausgerast, aber mächtig und energisch strömt fast seildick der Regen weiter.

Ha! Jetzt ist der Monsun wirklich da und im vollen Schwung. Gott sei Dank! Heil dir, Monsun! Ha, welch angenehme Kühlung! Welch wohlthuende Erfrischung! Welch erquickender Regen- und Erdgeruch! Wie atmet man da erlöst, froh und zufrieden auf! Wie rege wird's jetzt in den Bäumen! Wie lebhaft schwärzen jetzt die vorher halbtoten Krähen miteinander! Wie toll vor Freude schwirren die Schwärme rotgeschnäbelter, grüner Papageien laut greisend von einer Baumkrone zur andern und verüben einen Mordsspektakel. Das lezthin in den heißen Tagen so bescheiden gewordene Volk der Spazentreibt sich jetzt voll wilder Ausgelassenheit überall herum und gibt mit seinem endlosen Zwisch-Zwisch-Zwisch-Gezeter allen zu verstehen, daß es sich wieder lohnt, sich des Lebens zu freuen.

In der Nacht, wo die Vögel schweigen, übernehmen die Frösche tausendstimmig das Freudentonzert. Sie alle übertönt aber mit seiner tiefen Stentorstimme der Ochsenfrosch, dessen Weise mehr ein regelrechtes Blöten als ein Quaken ist. In meinen ersten Jahren in Indien kannte ich diesen Sänger noch nicht. Als ich einmal noch um Mitternacht im Kolleg zu Bom-

bah an meinem Schreibtisch saß und dem prasselnden Regen draußen zulauschte, hörte ich plötzlich ein lautes, markantes Blöten. Ich meinte bestimmt, es würde eine Herde Kälber vorbeigeführt. Um darüber Aufschluß zu haben, klopfte ich meinem Zimmernachbarn, der auch noch auf war, an der Bretterwand: „Sagen Sie einmal, was ist das für ein Blöten? Werden wohl hier Kälber zur Nachtzeit ins Schlachthaus gebracht?“

„Ach was!“ sagte mein Nachbar lachend, „das Blöten kommt nicht von Kälbern, sondern von den riesigen Ochsenfröschen, die jetzt aus allen ihren Verstecken herauskommen und sich am kühlen Naß erfreuen. Morgen früh können Sie deren genug im Grase drunten herumhopsen sehen.“

Obgleich nun, wie ich mich selber überzeugen konnte, die Ochsenfrösche gut sechs- bis achtmal größer sind als die größten der gewöhnlichen Frösche, so steht doch ihre mächtige Kälberstimme in keinem Verhältnis zu ihrer Größe. Immerhin ist es ergötzlich, ihrem imponierenden Baß-Solo zuzuhören, und ich habe noch oft vor dem Einschlafen darüber gelacht.

Wer aber mehr, unergleichlich mehr als alle Vögel und Frösche die Ankunft des Monsuns würdigt und genießt, das ist der durch die lange und furchtbare Hitze fast zur Verzweiflung getriebene Mensch. Die mit dem mächtig einsetzenden Regenschall verbundene wohlthuende Erfrischung kommt ihm vor wie eine glückselige Erlösung aus dem Fegfeuer. Ja, so ist es in aller Wahrheit und Wirklichkeit! Man war ja völlig erschöpft und zu nichts mehr aufgelegt, nicht einmal mehr zum Essen. Nichts wollte einem mehr schmecken. Alles warme und Fettige widerte einen an. Man wurde ganz schlapp und abgetan. — Und nun endlich, endlich diese unbeschreibliche Labung, die den ganzen Organismus unsäglich wohlthuend durchdringt und den niedergeschlagenen Geist neu belebt und freudig umstimmt. Wie dankt man da aus Herzensgrund der gütigen Vorsehung, die allem, auch der Hitze und dem schweren Dulden, ein Ziel gesetzt hat!

Man lebt wieder auf und fühlt sich als Mensch. Man freut sich wie ein getröstetes und beschenktes Kind über den glücklichen Umschwung, und man wundert sich nur, wie man die anhaltende Qual der letzten Monate ausgehalten hat. Nun läßt sich's wieder leben. Nun kann man wieder erfrischen und froh an die Arbeit gehen. Jetzt kann man wieder die ganze Nacht hindurch eines erquickenden Schlafes sich freuen. Jetzt braucht man nicht mehr draußen zu kampieren, man hört kein Stöhnen und Seufzen mehr und braucht nicht mehr halb

verzweifelt bis nach Mitternacht auf den erschöpften Schlaf zu warten. O selige Regenzeit!

Kein Wunder, daß sich die armen Menschenkinder wieder freuen und guter Dinge sind. Das merkt man besonders abends. Da herrscht in allen Bungalows (Wohnungen) ringsum reges, fröhliches Leben. Vorher lagen sie im tiefen Dunkel, — wer wollte denn auch im Hause sein? — Dazu hatte man das Gefühl, als ob alles Licht, selbst das Mondlicht, die Hitze vermehre. Nun aber sind alle licht und hell und freundlich. Vorher war es in den Häusern tot, — jetzt aber sind die Familien wieder vergnügt beieinander und vertreiben sich angenehm die Zeit, — Freunde und Bekannte kommen wieder zu Besuch, überall ertönt lebhaftes Geplauder, fröhliches Lachen, Musik und Gesang, Grammophonleierei und Klaviergeklimper. Zu lange jedoch dehnt man die lauten Abendfreuden nicht aus. Man begibt sich zeitig, wenigstens bald nach zehn Uhr, zur Ruhe und überläßt sich dem sehr geschätzten erquickenden Schlaf, während draußen der Regen unbedröffen weiterplätschert.

Nun muß man aber ja nicht meinen, die Regenzeit in Indien sei eine Zeit ungemischter Freude und ungetrübten Glückes. Denn auch in Indien gilt die Wahrheit: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zuteil!“ Zwar fühlt man sich durch des Regens Kühlung und die ungestörte Nachtruhe wie neugeboren; — zwar freut man sich an dem ringsum neu erwachenden Leben in der Natur; — zwar schweigt das entzückte Auge beim Anblick all des zarten, frischen Grüns, das sich wie ein Teppich überall ausdehnt, sowie des fabelhaft üppigen Wachstums und saftigen Glanzes, in dem die vielen Palmen- und Musengewächse, die baumartigen Gräser und überhaupt die ganze Welt der Tropenvegetation wie in paradiesischer Fülle und Verklärung dasteht; — und doch bringt eben diese herzerquickende Zeit auch vieles mit sich, was weniger erquicklich ist.

Oft genug nämlich kommt es vor, daß der Regen zu spärlich fällt und tagelang aussetzt, oder aber, daß er zu mässig und ununterbrochen herniederströmt. — Im ersten Fall wird die wieder einsetzende Hitze durch die Feuchtigkeit der Atmosphäre fast noch drückender und unerträglicher bei Tag und Nacht, als sie in der Sommerzeit war. Zudem schlüpft gerade zu der Zeit besonders die Brut der ganzen Insektenwelt aus, so daß tausenderlei Arten von Ungeziefer, Motten, Faltern, Schmetterlingen, Fliegen, Schnaken, Moskitos usw. die Luft durchschwirren, im Haus herumfliegen und den armen Menschen keine Ruhe lassen. — Wollte ich ein wenig

unbehelligter zu Mittag oder zu Abend speisen, dann mußten zuerst Fenster und Türe des Speisenzimmers geschlossen werden. Und selbst so konnte ich mich der im Zimmer umherlaufenden Motten, Fliegen und Heuschrecken kaum erwehren. Um nicht gleich den Teller voll Insekten zu haben, mußte ich ein dünnes Leintuch über mir und den Speisen über den Tisch hin ausbreiten. — Auch wenn ich abends spät am Schreibtisch arbeitete, war ich von allen möglichen Insekten umschwärmt, so daß ich die ganze Zeit um mich schlagen mußte und kaum vorwärts kommen konnte. Viele von ihnen indes begingen Selbstmord, indem sie sich vertwegen auf die grelle Lampe stürzten und verbrannt auf den Tisch fielen. Ein großer Teil wurde auch von den Zimmer-Eidechsen, den sogenannten Fliegenfängern, weggeschnappt und verzehrt. Diese grauen Eidechsen sind ganz harmlose Tierchen, gut 20 Zentimeter lang, und halten sich hinter den Büchern, den Schränken und den Bildern an der Wand auf. Eine besonders zutrauliche Eidechse, die meinen Schreibtisch zum Heim erforen hatte, kam mir beim Schreiben sogar bis an die Feder und schnappte Moskitos von den Fingern weg.

Diese Fliegenfänger hatten jetzt eine goldene Zeit und brauchten sich nicht wegen Futtermangel zu beklagen. Wo ich sie sah, hatten sie gut gespickte Bäuchlein. Eines Abends kam zu guter Letzt noch eine große, langbeinige Heuschrecke zum offenen Fenster hereingeschossen und setzte sich gerade vor mir auf den Rücken eines Buches und schaute sich die Umgegend an, warf auch mir einen verdächtigen Seitenblick zu. Da kam aber auch schon meine Eidechse aus ihrem Versteck heraus und postierte sich einige Bände vor der Heuschrecke. Sie war bereits trommelvoll, und ich war gespannt, ob sie den Fraß des grünen Besuchers auch noch unternehmen werde. Ja, wahrhaftig! Sie macht Ernst. Nachdem sie sich ein paar Mal mit dem Bünglein ums Maul herumgefahren, macht sie einen energischen Frontangriff, schießt auf die verdächtige Heuschrecke los und reißt ihr wie nichts das rechte Vorderbein ab. Dann flugs wieder auf ihren Posten zurück. Empört reckt sich die Verstümmelte auf, als ob sie protestierend sagen wollte: „Was für eine Unverschämtheit das!“ Gleich folgt ein zweiter Angriff, und auch das linke Heuschreckenbein fällt auf den Tisch. Wie gelähmt bleibt der grüne Springer sitzen und zittert. Wiederum macht sich die mutige Eidechse heran, beißt der Heuschrecke in den Kopf und bemüht sich, sie hinabzutürmen. Allerdings eine ungeheure Arbeit, denn sie ist ein „schwerer Junge“. Die Eidechse dreht und windet sich, um sie hinunterzukriegen. Aber es gelingt ihr. Im-

mer mehr von ihrem langen Leib verschwindet, bis nur noch die Enden ihrer Hinterbeine aus der Schnauze der Eidechse herausragen. Endlich hat sie dieselben ganz binnens. Jetzt hat sie aber übergenug. Sie kann sich kaum mehr bewegen. Langsam schleicht sie wieder hinter die Bücher, um dort in aller Ruhe ihre reichlichen Einnahmen zu verdauen.

Glücklicherweise dauert diese Belästigung vonseiten der herumstreichenden Insekten nicht lange, denn teils werden sie von den Vögeln, Fledermäusen und Eidechsen aufgezehrt, teils gehen sie im neu einsetzenden Regen zu Grunde.

Fällt aber, im zweiten Falle, der Regen zu mäßig und unausgesetzt, so hat das andere Uebel zur Folge. Die Nässe und Feuchtigkeit dringt überall ein, so daß selbst das Bettzeug klammig und muffig wird. Schuhwerk und Kleider werden schimmelig und verderben leicht. Schreibpapier wird so feucht, daß die Tinte sich gleich verbreitet und man kaum etwas ordentlich schreiben kann. An den feuchten Wänden, besonders in den Ecken, bilden sich kleine gelbliche Pilze, die dem Zimmer ein unreines Aussehen verleihen. Da man wegen der Nässe kaum ausgehen kann und gezwungen ist, sich im feuchten Hause aufzuhalten, und weil es kaum mehr möglich ist, sich trocken und rein zu fühlen, so kommt es einem vor, als ob die Verhältnisse während der heißen Zeit und auch des aussetzenden Regens trotz allem dennoch günstiger wären.

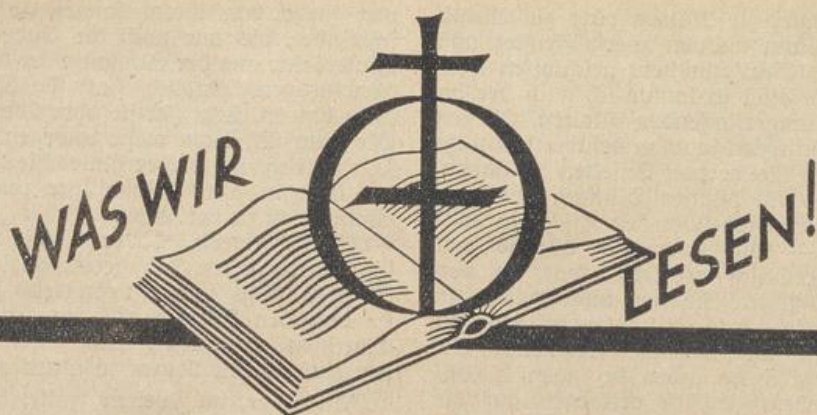
So kommt man wegen der anhaltenden Nässe und deren Begleiterscheinungen und des schwer bewölkten Himmels auch die so gepriesene Monsunzeit satt, und man sehnt sich wieder nach der lieben Sonne.

In den meisten Jahren jedoch hat man während des ganzen Monsuns kaum Anlaß zur Klage, und meist hinterläßt diese Jahreszeit nur die angenehmsten Erinnerungen.

19. Kleine Tierchen — große Plagen

Die Tropenländer, gleichviel ob in Asien, Afrika, Amerika oder Ozeanien, mit ihrer grandiosen, überwältigenden Vegetation und ihrer überreichen und eigenartigen, dem Menschen vielfach gefährlichen Tierwelt, sind nicht wie ein großer botanischer und zoologischer Garten, in welchem man ungeniert, sorglos und unbehelligt herumspazieren kann, um all die fremdartigen, aus weitester Ferne in die nächste Nähe gebrachten Tiere und Pflanzen genau zu sehen und zu bewundern, und dann wieder guter Dinge und höchst befriedigt von all dem Gesehenen heimzugehen. Nein, durchaus nicht.

(Fortsetzung folgt).



**Verlag „Ars Sacra“ Jos. Müller,
München, Friedrichstraße 9:**

Lasset euer Licht leuchten. Von Schwester Angela Ursuline. 32 Seiten mit 8 Tiefdruckbildern. RM. — 40.

Dieses neue Büchlein zeichnet sich inhaltlich durch große Zeitgemäßheit aus. Es zeigt den Katholiken ihre Pflichten gegenüber der jetzigen Menschheit und wie sie es an der Erfüllung — mehr ohne sich dessen bewußt zu sein — fehlen ließen. Ermuntert aber auch wieder zu neuem Aufbau und wie „wir unser Licht leuchten“ lassen können und müssen. P. Hermann

Verlag Kösel = Pustet, München:

„Die heilige Stunde“ von Franz Kessel. 237 Seiten, in Leinen RM. 3,20

Die Übung der hl. Stunde verbreitet sich immer mehr. Das neue Buch mit seinen 52 Betrachtungen über das Absterben des Heilandes usw. bietet Stoff in Fülle und erleichtert so die fruchtbringende Übung. P. Aquilin

**Jungfermannsche Verlagsbuchhandlung,
Paderborn:**

„Ein Lichtlein bist du!“ Von Johannes Dierkes. 192 Seiten, 35—41 Tausend.

Besinnliche Lesungen in drei Hauptteilen: 1. Gott und du. 2. Du und dein Leben. 3. Du und die andern. Enthält herrliche Gedanken für die Meisterung des Lebens vom Christusbewußtsein her. Es gibt viel Licht und Kraft. P. Aquilin

Verlag Bugon & Becker, Revelaer:

Der heilige Stephan von Johannes Lohmüller-Huber. 48 Seiten, RM. 0,40

Der heilige Wolfgang von Georg Rendl. 48 Seiten, RM. 0,40

Sanct Notburga von H. Dorthofer. 45 Seiten RM. 0,40

Die Schriftenreihe „Aus der Gemeinschaft der Heiligen“ zeigt in kurz umrissenen Lebensbildern die Heiligen als Menschen von Fleisch und Blut, wie sie kämpfen und ringen mußten, aber diesen Kampf heldenhaft bestanden. P. Aquilin

**Verl. Canisiuswerk, Freiburg (Schweiz)
Konstanz (Baden), Seeberlag Höchst,
Boralberg:**

„Peter Friedhofen“ ein heiliger Schornsteinfeger. Von Ferdinand Conrath. 57 Seiten, kartoniert RM. 0,20

„Bruder Jordan Mai“, ein sozialer Nothelfer unserer Zeit. Von Joh. Bapt. Berghammer. 64 Seiten, kartoniert RM. 0,20

„Christoph Vertsh“, Nr. 113 Lebensbilder. Von P. Canisius Greber. 61 Seiten, kart. RM. 0,20

„Bruder Leonhard Zimmer“, Apostel der Karikatur. Von Heinrich Clerp ES. 64 Seiten, kart. RM. 0,20

Schon 114 solcher Lebensbilder hat das Canisiuswerk herausgegeben. Sie sind für unsere Zeit geschaffen, die keine Geduld mehr zum Lesen großer Werke aufbringen will. P. Aquilin

**Kommissionsverlag Mayer & Co., Wien
1. Singerstraße 7:**

„Ein Segenspriester des 20. Jahrhunderts“ von P. Odo Staudinger OEB. 64 Seiten, kart. RM. 0,40

Das Wirken des Vikars Theodor Göbels von Langenstraße in Weßfalen, will dieses schlichte Büchlein erzählen. Er ist im Rufe der Heiligkeit am 26. September gestorben. Durch den einfachen Priestersegen hat dieser heiligmäßige Priester viele Kranke geheilt und unzählige Wohltaten gespendet. P. Aquilin

Verlag Ethria, Graz:

„Brüde zum Jenseits“ von Arbogast Reiterer. 212 Seiten, 5 u. 6. Auflage, RM. 2,50

Der Spiritismus wird hier im Lichte des Glaubens und der Wissenschaft gesehen behandelt. Der Verfasser, ein Priester und Wissenschaftler, versucht eine Anzahl spiritistischer Phänomene und andere okkulte Vorgänge zu erklären. P. Aquilin

Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.:

„Der Pfarrer zu Pferd“ von Franz Herwig. 56 Seiten.

Eine spannende Missionsgeschichte ist es. Schildert den abenteuerlichen Lebenslauf eines fernigen Weßfalen, beginnend mit seinen Jugendstreichen, seinem Drängen in die Ferne u. schließlich seine Erlebnisse in den Prärien des Wilden Westens als Missionar. P. Aquilin

Peter Maier, Innsbruck-Hungerburg

Das heilige Haus in Loreto. Von Bruder Franziskus. RM. 0,80

Ein neues deutsches Pilgerbüchlein über Loreto, das in schlichter Herzlichkeit Nazareth und Loreto erleben läßt, und die Liebe zur hl. Familie fördert. P. Georg Anton

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. Meinrad Bechtiger, Missionshaus St. Josef, Altdorf (St. Uri). — Verlag: Mariannhiller Mission. — Druck: Missionsdruckerei St. Josef, Reimlingen, Schwaben